

246236

Der Deutsche Krieg

55

9. III
1689

Fünfundfünfzigstes Heft

Th. von Gosnosh:
Irredenta-Politik

1922
1602

1915

Politische Flugschriften
Herausgegeben von Ernst Jäckh

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart — Berlin

50 Pfg.

Ein Buch zur Politik und Zeitgeschichte

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von

Theodor von Sósnoßky

2 Bände. Geheftet M 14.—, gebunden M 17.—

„Das Buch ist außerordentlich zeitgemäß. Die Blicke der ganzen Welt sind seit Jahren auf den Balkan gerichtet. Es wird daher von allen Lesern des Sósnoßkyschen Buches dankbar empfunden, daß es einen weit in die Geschichte hinaufreichenden Rückblick der Balkanpolitik Österreich-Ungarns wirft und darlegt, daß wir in den verflossenen Zeiten eigentlich nur von einer Politik der verpaßten Gelegenheiten reden können. Sósnoßky gibt hier nicht nur eine übersichtliche und zusammenhängende Darstellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientalischen Frage genommen hat, sondern er unterstützt das Verständnis für diese Phase der österreichischen Orientpolitik noch durch einen Überblick über die Gesamtheit der Ereignisse, die sich im nahen Orient seit den Tagen der Mohacscher Schlacht im Jahre 1526 bis zu der jüngsten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs und Kriegshistoriker nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker und Geschichtsforscher; aber über diese Berufskreise hinaus ist es eine belehrende Lektüre für jeden Geschichtsfreund und für Reichsdeutsche nicht minder aufschlußreich wie für österreichische Leser. Sósnoßky wahrt sich immer sein unabhängiges Urtheil und die Freiheit der kritischen Aussprache, und diese Unabhängigkeit, die nichts Unliebsames beschönigt und verschweigt, erhöht natürlich den Wert seiner Darstellung. Natürlich hat das Werk Sósnoßkys einen weit über das Tagesinteresse hinausragenden Wert.“

(Lugsburger Postzeitung.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh

Preis jedes Heftes 50 Pfennig

Bisher sind erschienen:

1. Paul Rohrbach, Warum es der Deutsche Krieg ist!
2. Friedrich Naumann, Deutschland und Frankreich
3. Prof. Dr. C. S. Becker, Deutschland und der Islam
4. Gottfried Traub, Der Krieg und die Seele
5. M. Erzberger, M. d. R., Die Mobilmachung
6. Prof. Dr. H. Duden, Deutschlands Weltkrieg u. die Deutschamerikaner
7. Axel Schmidt, Die russische Sphinx
8. Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken, Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes
9. Prof. Dr. Gustav Koloff, Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren
10. Oberfinanzrat Prof. Dr. Hermann Lofsch, Englands Schwäche und Deutschlands Stärke
11. Dr. Paul Nathan, Die Enttäuschungen unserer Gegner
12. Geheimrat Prof. Dr. O. Binswanger, Die seelischen Wirkungen des Krieges
13. Dr. Carl Anton Schäfer, Deutsch-türkische Freundschaft
14. Dr. Friz Wertheimer, Deutschland und Ostasien
15. Dr. Gertrud Bäumer, Der Krieg und die Frau
16. Graf Ernst zu Reventlow, England, der Feind
17. Prof. Friedrich Lienhard, Das deutsche Elsaß
18. Prof. Dr. Arnold Oskar Meyer, Worin liegt Englands Schuld?
19. Geheimrat Prof. Dr. Erich Marcks, Wo stehen wir?
20. Prof. Dr. Gustav C. Dazauret, Patriotismus, Kunst u. Kunsthandwerk
21. Prof. Dr. G. Kampffmeyer, Nordwestafrika und Deutschland
22. Richard Charmah, Österreich-Ungarns Erwachen
23. Dr. Alfons Paquet, Nach Osten!
24. Dr. Ernst Jäckh, Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft
25. Anton Zendrich, Der Krieg und die Sozialdemokratie
26. Dr. Hugo Böttger, M. d. R., Das Geld im Kriege
27. Leonore Niessen-Deiters, Krieg, Auslandsdeutschum und Presse
28. Prof. Dr. Arthur Binz, Die chemische Industrie und der Krieg
29. Prof. D. Martin Rade, Dieser Krieg und das Christentum
- 30./31. Dr. Norbert Stern, Die Weltpolitik der Weltmode
32. Geheimrat Prof. G. v. Schulze-Gaevernik, M. d. R., Freie Meere!
33. Dr. Eugen Lewitsch, Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands
34. Prof. Dr. R. F. Rindl, Deutsche Siedlung im Osten

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite!

3. 1. 1915

1915

1915

1915



1915

1915

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von

Ernst Jäckh

Funfundfünfzigstes Heft



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Irredenta-Politik

Von

Theodor von Cosnosky

Wien

~~9. III
4008
9. III
1629~~



1922
1602*

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

145

K

1934

Центральная Библиотека
учебная библиотека

59

Кремль
1931

ЦЕНТРАЛЬНАЯ БИБЛИОТЕКА
БИБЛИОТЕКА ХУ
Ин. № 246 256

Alle Rechte vorbehalten

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Geleitwort

Manches in dieser Arbeit hätte ich lieber anders, lieber schärfer gesagt, und manches hätte ich noch gern hinzugefügt. Allein so groß auch die Versuchung dazu war, ich habe mir's versagen müssen, weil es erst nach dem Kriege möglich sein wird, das hier angeschlagene Thema in unbeschränkter Weise zu erörtern. Das will ich dann auch in ausführlicher Weise tun, indem ich das ganze Verhältnis zwischen Österreich und Italien zu behandeln und den tiefgehenden Gegensatz zu zeigen gedenke, der zwischen Habsburg und Savoyen schon seit einem Jahrhundert besteht. „Habsburg und Savoyen“ soll denn auch der Titel des geplanten Buches werden.

Die vorliegende Arbeit sende ich diesem sozusagen als Ouvertüre voraus, in der alle Motive anklingen, die dort vollständig durchgeführt werden sollen. Wer aber unter den Lesern ein feineres Gehör hat, der wird aus diesen Anklängen manches heraushören, was hier aus Rücksicht auf den Raum nicht gesagt werden konnte, aus Rücksicht auf die gegenwärtigen abnormen Verhältnisse nicht gesagt werden durfte.

Wien, 8. Juni 1915

Der Verfasser

Центральна науков.
ХНУ імені В. Н. І.
2013р.

Italien hätte alle Ursache gehabt, mit dem Ergebnisse des Friedens von Wien — 3. Oktober 1866 — zufrieden zu sein; denn er verschaffte ihm das große und reiche Gebiet von Venetien, dessen Besitz es so heiß angestrebt hatte. Und zwar fiel es ihm wie ein Geschenk in den Schoß; verdient hatte es sich diesen Landzuwachs wahrlich nicht. War es doch, wo immer es mit Österreich zusammengestoßen, mehr oder weniger ausgiebig geschlagen worden: bei Custoza, bei Lissa und in Südtirol. Es durfte sich somit des in der Weltgeschichte vielleicht einzig dastehenden Glückes rühmen, trotz schwerer militärischer Niederlagen einen bedeutenden politischen Erfolg errungen zu haben.

Allein man war in Italien keineswegs gewillt, sich mit dieser unerhörten Gunst des Schicksals zufrieden zu geben, und wollte außer Venetien auch Südtirol und Triest.

Dieser Wunsch sollte jedoch unerfüllt bleiben, denn es fand sich niemand, der geneigt gewesen wäre, Italien hierzu zu verhelfen. Zur Lombardei hatte ihm Frankreich verholfen, zu Venetien Preußen: ihm auch jene zu den österreichischen Erblanden zählenden Gebiete zu erringen, dazu hatte weder das eine noch das andere Ursache und Lust. Aus eigener Kraft aber fühlte sich Italien hierzu nicht imstande, und so sah es sich, als Österreich Miene machte, sein ganzes Heer nach dem Süden zu werfen, um seinen bedrohten Besitzstand zu schützen, bemüht, einstweilen auf die Verwirklichung seiner Ansprüche zu verzichten und sie auf günstigere Zeiten zu verschieben.

Diese schienen ihm gekommen, als die wachsenden Unruhen in der Türkei den Zerfall des Ottomanischen Reiches in den Bereich der Möglichkeit rückten und damit auch das gefährliche Problem seiner Aufteilung heraufbeschworen. Man dachte in Italien dabei aber nicht so sehr an die unmittelbare Beteiligung an dieser Aufteilung, wenngleich man natürlich nicht leer ausgehen wollte, sondern vor allem an entsprechende „Kompensationen“ außerhalb des türkischen Gebietes: wenn Österreich-Ungarn, wie

es den Anschein hatte, seine Hand auf Bosnien und die Herzegowina legte, dann sollte Italien für diesen Land- und Machtzuwachs durch Südtirol und das österreichische Küstenland entschädigt werden; wobei es aber keineswegs etwa auf die Erwerbung Albaniens zu verzichten gedachte, wenn diese auch erst in zweiter Linie in Betracht kam. Gewiß eine seltsame Logik, und im Grund auch eine sehr ungeschickte, denn wenn sich Österreich-Ungarn auf denselben Standpunkt stellte, so hatte es jedenfalls mehr Anspruch auf „Kompensationen“ als Italien: ihm war ja im Jahre 1866 ein großes, reiches, mit Strömen eigenen Blutes teuer erworbenes und verteidigtes Kronland genommen worden, und zwar gerade von Italien; es wollte also, wenn es an Bosnien und die Herzegowina dachte, nur Verlorenes ersetzen: Italien aber wollte zu Gewonnenem noch neues hinzugewinnen. Von einem berechtigten Ansprüche seinerseits auf Kompensationen also konnte nicht die Rede sein.

In Italien aber war man weit davon entfernt, dies einzusehen, und gebärdete sich so, als ob eine Erweiterung der habsburgischen Machtsphäre auf dem Balkan eine Bedrohung Italiens bedeutete. Man hoffte wohl, sich mit Hilfe dieses Vorwands die begehrten österreichischen Gebiete herauszudrücken. Und zwar dachte man dabei an die Mithilfe Bismarcks. Hatte er Italien einst zu Venetien verholffen, so konnte er ihm jetzt auch zu Trient und Triest verhelfen. Francesco Crispi, damals Präsident der italienischen Kammer, beschloß daher, bei Bismarck auf den Strauch zu schlagen, und suchte ihn im September 1877 in Gastein auf. Der offizielle Anlaß dieses Besuchs war zwar, den in Deutschland lebenden italienischen Staatsbürgern die volle Gleichstellung mit den deutschen Staatsbürgern zu verschaffen: allein die Hauptsache war ihm doch die Mithilfe Deutschlands zur Erlangung der bewußten „Kompensationen“.

Er fand bei Bismarck jedoch durchaus kein Entgegenkommen in dieser Richtung, und wenn er auf dessen einstige Abneigung gegen Österreich gerechnet hatte, so mußte er sehr bald erkennen, daß diese Rechnung falsch gewesen war. Der große Kanzler hegte gegen das Habsburgerreich keinen Groll mehr, und obwohl sich seine frühere Antipathie indessen auch kaum in Sympathie umgewandelt hatte, so dachte er doch viel zu staatsmännisch, um sich in seinen diplomatischen Maßnahmen durch persönliche Neigungen oder Abneigungen bestimmen zu lassen. Österreich

als deutsche Vormacht war für immer abgetan; er hatte also keinen Grund mehr, es anzuseinden; im Gegenteil: er brauchte es und wollte mit ihm in Freundschaft leben, empfand sonach ganz und gar keine Neigung, es sich Italiens wegen neuerdings zum Feinde zu machen. Er winkte daher, sobald er merkte, worauf Crispi zielte, kräftig ab:

„Ich möchte den Fall gar nicht annehmen, daß Österreich uns feindlich gesinnt sein könne; ja, ich will Ihnen sogar offen sagen, daß ich diese Möglichkeit nicht einmal diplomatisch voraussetzen will.“

Aber Crispi ließ sich nicht so leicht abschrecken und suchte Bismarcks Argwohn gegen Österreich-Ungarn zu wecken:

„Glauben Sie, daß Österreich immer Ihr Freund bleiben wird? Jetzt braucht es Sie, um den 1866 erlittenen Schaden wieder gutzumachen, denn Sie allein können ihm den Frieden zusichern, ohne den es nicht seine Finanzen regeln, sein Heer nicht neu errichten kann. Aber Österreich kann weder die Vergangenheit vergessen noch den neuen Deutschen Kaiser mit freundlichen Augen betrachten...“

Auf die bosnische Frage übergehend, fuhr er dann fort:

„Geschieht es aber, daß Rußland, um sich der Freundschaft Österreich-Ungarns zu versichern, diesem Bosnien und die Herzegowina anbietet, so kann Italien nicht erlauben, daß Österreich diese Länder besetzt... Sie wissen, im Jahre 1866 blieb Italien ohne Grenzen nach den Ostalpen zu. Wenn Österreich neue Provinzen erhielte, die es im Adriatischen Meere verstärkten, bliebe unser Land wie in eine Zwangsjacke eingeeengt, und so oft es dem Nachbarreiche gefiele, einer Invasion ausgesetzt... Sie müßten den Grafen Andrássy von jedem Verlangen nach einer Eroberung im Ottomanischen Reiche abbringen.“

Bismarck wich aus und bemerkte, Österreich verfolge „einen guten Plan“, und er hoffe, daß es dabei bleibe. Es gäbe nur einen Fall, der das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und der Monarchie trüben könne, das sei die polnische Frage. Er ging dann auf diese ein und kam schließlich auf Bosnien:

„Bosnien und die ganze Orientfrage berührt deutsche Interessen nicht. Es würde uns leid tun, wenn sie der Grund von Mißhelligkeiten zwischen Österreich und Italien würde, denn dann würden sich zwei Feinde bekämpfen, die wir im Frieden sehen möchten... Übrigens, wenn sich Österreich Bosnien nimmt, nimmt sich Italien Albanien oder irgendein anderes türkisches Gebiet am Adriatischen Meer... Ich hoffe, daß die Beziehungen zwischen Ihrer und der Wiener Regierung freundschaftlich und mit der Zeit herzlich werden. Nichtsdestoweniger, wenn es mir auch leid tun würde, Sie mit Österreich engagiert zu sehen, einen Krieg würden wir darum nicht anfangen...“

Hier erfuhr das Gespräch eine Unterbrechung durch den Eintritt der Fürstin und Herbert Bismarcks.

Sobald diese das Zimmer wieder verlassen hatten, nahm Crispi den Faden gleich wieder auf:

„Ich verstehe und achte Ihre Haltung dem Wiener Hof gegenüber. Gestatten Sie mir jedoch die Bemerkung, daß die deutsche Einheit noch nicht beendet ist. Von 1866 bis 1870 haben Sie Wunder verrichtet, aber Sie haben außerhalb Deutschlands viele deutsche Völkerschaften, die Sie früher oder später an sich ziehen werden. Österreichisches Land mißfällt Ihnen nicht. Sie kommen jedes Jahr hierher, und Gastein, das die wahre Grenze Deutschlands in den Alpen bezeichnet, hat für mich eine Bedeutung; es mag eine Verkündigung sein...“

Wenn Crispi gehofft hatte, Bismarck werde auf diesen Wink mit dem Zaunpfahl eingehen, so sollte diese Hoffnung auf der Stelle zunichte werden, denn der Reichskanzler ließ ihn über seine Auffassung nicht einen Augenblick im Zweifel:

„Nein, Sie irren... Böte man uns eine katholische Provinz Österreichs an, wir würden sie zurückweisen... Nach allem möchte ich Ihnen wiederholen, daß wir wünschen, Sie würden Österreichs Freunde. Man könnte einen Ausgleich in der Orientfrage finden, wenn Sie, sobald Österreich sich Bosnien aneignet, eine türkische Provinz an der Adria nehmen.“

Darauf Crispi:

„Eine Provinz an der Adria genügt uns nicht; wir würden nicht wissen, was wir damit anfangen sollten... Wir haben keine Grenzen nach Osten hin; Österreich liegt jenseits der Alpen und kann in das Reich einfallen, wann es ihm beliebt. Wir wollen nichts von den andern; wir werden treu an den Verträgen halten, aber wir wollen uns zu Hause sicher fühlen. Sprechen Sie darüber mit dem Grafen Andrássy.“

Dieser Hartnäckigkeit gegenüber wurde Bismarck noch deutlicher:

„Nein, ich will weder die bosnische Frage und noch viel weniger die Ihrer Ostgrenzen berühren... Lassen wir sie jetzt. Ich möchte nichts berühren, was dem Grafen Andrássy mißfallen könnte, denn ich will ihn mir als Freund erhalten.“¹⁾

Dieser kalte Wasserstrahl auf sein heißes Liebeswerben belehrte Crispi, daß er von seiten Deutschlands für seine Kompensationsbestrebungen nichts zu hoffen hatte.

¹⁾ Memoiren Francesco Crispis, herausgegeben von E. Palamenghi-Crispi, deutsch von W. Wichmann, Berlin 1912, S. 28 ff. Siehe auch Theodor von Sośnosky, „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866“, Stuttgart 1914, Bd. II, S. 55 ff.

Crispi begab sich hierauf nach Wien, um dort zu sondieren, und empfing keine erfreulichen Eindrücke; das geht aus seinem Bericht an Depretis, den damaligen italienischen Ministerpräsidenten, hervor. Er schrieb ihm am 15. Oktober 1877:

„Wie ich Dir am 13. abends telegraphierte, ist die Lage hier sehr schwierig. Die Presse, die Politiker, das Ministerium, der Chef, alle sind uns feindlich. Wer diese Antipathien gegen uns heraufbeschworen hat, weiß ich nicht; ich stelle nur die Tatsache fest, die von größter Wichtigkeit ist. Robilant, der mir ein Bild davon entwarf, sagte, daß die Österreicher uns als die Ursache ihres ganzen Unglücks betrachten. Wir erwecken den Nationalitätsgeist in diesen Gegenden und halten ihn wach durch unsern Anspruch auf Syrien und das Gebiet von Orient. Ohne uns würde der Krieg 1866 niemals ausgebrochen sein, dessen Folge es war, daß Österreich vom Deutschen Bunde ausgeschlossen wurde. Wir könnten die Ursache zum Beginn einer Zersplitterung des Kaiserreichs sein, wenn wir darauf bestünden, das italienische Gebiet, welches das Kaiserreich jenseits der Alpen besitzt, zu beanspruchen.“ — Ich brauche Dir gegenüber die Ungerechtigkeit einer solchen Anschuldigung nicht zu erklären. Wenn man, wie wir, dem Gefühle für unzeitgemäße Interessen freien Lauf läßt, kann deren Beurteilung von der gegnerischen Seite nicht unbefangen sein.“¹⁾

Wenn Graf Robilant Crispi die Stimmung in Österreich gegenüber Italien wirklich so geschildert hat, dann hat er Wahres und Falsches bunt durcheinander gemengt: daß Italien die Ursache für den Verlust der deutschen Vormachtstellung Österreichs sei, hat daselbst wohl kein vernünftiger Mensch geglaubt, am allerwenigsten in politischen Kreisen, wo man ganz gut wußte, daß das Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bunde lediglich das natürliche Ergebnis seines Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland gewesen, der eben zu seinen Ungunsten ausgefallen war. Richtig dagegen war es, daß man in Österreich über die Wühlereien erbittert war, die die Italianissimi in den südlichen Grenzgebieten betrieben und die allerdings geeignet waren, den Bestand der Monarchie zu untergraben. Daß diese Heze aber keineswegs bloß eine Einbildung der österreichischen Behörden, sondern Tatsache war, geht aus den von Crispi angeführten Worten Robilants und aus seinem eigenen Kommentar dazu fraglos hervor.

Crispi besprach dieses Thema gelegentlich seines Wiener Aufenthaltes auch mit Andrassy — 21. Oktober 1877 — und zitiert in seinen Memoiren dessen Äußerung über die Nationalitätenfrage:

„Das Prinzip der Nationalität ist nicht immer und allerorts anzuwenden; auch ist die Sprache nicht die Norm für die Feststellung einer

1) F. Crispi, „Memoiren“, S. 79.

Nationalität. Mit der Grammatik macht man keine Politik. Es wirken verschiedene Elemente zusammen bei Begründung einer Nationalität. Vor allen Dingen die Bodenbeschaffenheit, dann die wirtschaftlichen Zustände, welche die Lebensbedingungen der Bevölkerung ergeben. Nehmen Sie z. B. Triest; wenn wir es Ihnen auch geben wollten, würden Sie nicht einen Tag dort bleiben können. Sie würden verwünscht werden! Ich habe einen Bericht über diese Angelegenheit, in der ich diese Gedanken entwickle. Wenn ich ihn hier hätte, würde ich ihn Ihnen zu lesen geben. Übrigens, um offen zu sein: Wollen Sie noch andern Landbesitz? Sagen Sie es offen; das ist eine Politik, die ich verstehe. Es ist eine Frage . . .“

Crispi gab auf diese Frage aber keine Antwort — wenigstens nicht in seinen Memoiren —, sondern bewegte sich in allgemeinen Wendungen und versicherte, daß Italien eine Friedenspolitik führen werde:

„Wir wollen mit den Nachbarn in gutem Einvernehmen leben, uns auf der Basis der Interessen verständigen und die Verträge achten. — Wir werden nicht angreifen, wir würden uns nur verteidigen, wenn man uns angriffe. Wir waren Revolutionäre, um Italien zu schaffen; wir sind konservativ, um es zu erhalten. Sie allein können uns verstehen, weil auch Sie ein Revolutionär waren.“

Andrássy versicherte hierauf seinerseits, eine Politik der Feindschaft gegen Italien widerspreche den Interessen Österreich-Ungarns. Solange er Minister sei, werde er nicht davon abgehen.¹⁾

So begehrt man von Italien aus aber auch nach Trient und Triest blickte, so schienen seine Staatsmänner doch zu fühlen, daß die Ansprüche ihrer Landsleute auf diese Gebiete auf sehr schwachen Füßen standen, und daß bei den Mächten schwerlich eine Neigung vorhanden war, ihren Standpunkt der „Kompensationen“ anzuerkennen. Sie hielten es darum für besser, diese Ansprüche auf dem Berliner Kongresse nicht anzumelden, und begnügten sich, solche hinsichtlich Tunis' geltend zu machen; aber auch nur in unoffizieller und gelegentlicher Weise, ohne daß diese Wünsche auf das Programm des Kongresses gesetzt wurden.

In Italien war man daher auch mit dem Ergebnisse des Kongresses höchst unzufrieden und ließ dies die eigenen Vertreter in Berlin durch heftige Angriffe fühlen; namentlich den Grafen Corti, dem man Unfähigkeit vorwarf, weil er statt mit den erhofften „Kompensationen“ mit leeren Händen aus Berlin zurückkehrte und nicht einmal die Anwartschaft auf Tunis mitbrachte.

¹⁾ F. Crispi, „Memoiren“, S. 85 f.

Crispi gab dieser Enttäuschung und Erbitterung in einer Rede Ausdruck, die er in Palermo hielt und die in den leidenschaftlichen Worten gipfelte: „Nous avons enhumiliés à Berlin et traités comme le dernier peuple de l'Europe, nous y avons été bernés, déshonorés.“¹⁾

II

Da Italien in Berlin von Europa nichts erhalten hatte, wollte es sich selber nehmen, wonach es Gelüste trug, und das waren alle Gebiete anderer Staaten, in denen Italiener wohnten. In Österreich also Südtirol, das Küstenland (Triest, Istrien, Görz und Gradiska) und Dalmatien; in der Schweiz der Kanton Tessin; in Frankreich Nizza und Korsika; schließlich in britischem Besitze die Insel Malta. Das alles „gehörte“ zu Italien und sollte aus der Fremdherrschaft „erlöst“ werden, in der es schmachtete. Die Angliederung dieses unerlösten Italien — der „Italia irredenta“ — wurde zum politischen Programm erhoben, dessen Anhänger sich Irredentisten nannten, und das auf gewisse Kreise — nicht auf die große Menge — um so stärkere Anziehung ausübte, als es durch den volkstümlichsten Namen Italiens eine mächtige Anziehung erhielt. Wenn auch nicht der Hauptträger dieses Namens, der alte Garibaldi, so stellte sich doch dessen Sohn Menotti in den Dienst dieser Bewegung, die dank diesem Umstand und der leidenschaftlichen Propaganda wie windgepeitschtes Feuer um sich griff.

Die Irredenta — unter diesem programmatischen Namen wurde die ganze Bewegung zusammengefaßt — war um Vorwände für ihre Ansprüche keineswegs verlegen und führte folgende Motive ins Treffen:

1. Die (bereits erwähnte) Kompensationstheorie.
2. Das Nationalitätenprinzip.
3. Das Bedürfnis Italiens nach „natürlichen“ Grenzen.
4. Die angeblich im Jahre 1866 erfolgte Eroberung Südtirols durch Garibaldi.
5. Die angebliche Unterdrückung der in Österreich lebenden Italiener durch die kaiserlichen Behörden.²⁾

¹⁾ Arthur Singer, „Geschichte des Dreibundes“, Leipzig, 1914, S. 60.

²⁾ Siehe die Broschüre „Italicae res“, Wien 1879, S. 11, von dem k. k. Generalstabsobersst Alois Ritter von Haymerle, eine äußerst gehaltvolle Arbeit und wohl die erste in deutscher Sprache veröffentlichte Studie

Auf wie schwachen Füßen die Kompensationstheorie stand, ist bereits gezeigt worden; mit den übrigen Gründen war es aber keineswegs besser bestellt.

Was zunächst das Nationalitätenprinzip betrifft, so machte sich die Irredenta in diesem Punkte einer groben Inkonsistenz schuldig, denn auf ihrem Programme stand ja die Erwerbung aller „unerlösten“ Gebiete; die irredentistische Bewegung verlangte jedoch ausschließlich die im Besitz Österreichs befindlichen, wiewohl diese Gebiete, abgesehen von Südtirol, nicht nur keine rein italienische Bevölkerung besaßen, sondern nicht einmal eine italienische Mehrheit: in Dalmatien waren bloß etwa 10 Prozent Italiener, das übrige Slawen (Kroaten und Serben). Dagegen wäre Korsika ein rein italienisches Land gewesen. Allein von dem war, wenn es auch auf der irredentistischen Wunschliste stand, nicht die Rede; die nationale Flagge, unter der die irredentistische Propaganda segelte, war somit falsch und deckte nur die Konterbande ihres wilden Hasses und ihrer schändlichen Habgier Österreich gegenüber. Nicht um die Durchführung des nationalen Programms war es ihr zu tun — sonst hätte sie sich auch gegen Frankreich, die Schweiz und England wenden müssen —, sondern bloß um den Besitz der schon im Jahre 1866 begehrten, aber nicht erhaltenen Gebiete Österreichs.¹⁾

Außerst windig sah es auch um das Verlangen nach den „natürlichen“ Grenzen aus. Schon ein Blick auf die Karte genügt, um erkennen zu lassen, daß die staatlichen Grenzen Italiens den natürlichen Grenzen, also der geographischen Konfiguration,

über den Irredentismus, die durch die Stellung des Verfassers — er war Militärattaché bei der k. u. k. Botschaft in Rom — besonderes Gewicht erhielt. Sie rief in irredentistischen Kreisen, die ihr Treiben durch sie bloßgestellt sahen, einen Sturm und leidenschaftliche Erwiderungen hervor. In der hier gegebenen Erörterung der von den Irredentisten vorgebrachten „Gründe“ ist auf diese Arbeit besondere Rücksicht genommen worden.

¹⁾ Daß hier und auch im weiteren Verlauf des Textes meist nur von „Österreich“, nicht von „Österreich-Ungarn“ gesprochen wird, darf nicht als flüchtige oder absichtliche Nichtbeachtung des offiziellen Titels der habsburgischen Monarchie angesehen werden, sondern ist deshalb geschehen, weil sich der Haß und die Feindseligkeiten der Italiener ausschließlich gegen Österreich, nicht auch gegen Ungarn richteten; in diesem haben sie vielmehr einen wertvollen Verbündeten gegen jenes zu erhalten gehofft, da seit dem Jahre 1848 zwischen Italien und der Rossuthpartei sehr freundschaftliche Beziehungen bestanden. — Wo von der Monarchie als Gesamtstaat die Rede ist, wird hier stets der offizielle Titel „Österreich-Ungarn“ angewendet.

durchaus entsprechen: die gewaltigen Alpenwälle, die Tirol und Kärnten umgeben, bilden eine natürliche Scheidewand gegen Italien, und desgleichen stellt das Isonzotal oder, genauer, dessen westliches Randgebirge einen natürlichen Grenzwall dar; nur im Unterlaufe dieses Flusses wird diese natürliche Grenze Österreichs von der politischen überschritten. Mit der Karte vor Augen, könnte man im Gegenteile die politischen Grenzen Italiens noch enger ziehen und dies mit dem Hinweise begründen, daß die jenen Hauptwällen vorgelagerten Gebirgszüge eine noch „natürlichere“ Grenze ergeben würden und Italien daher erst jenseits von ihnen, in der venezianischen Ebene, beginnen sollte.

Aber wohin käme man mit der Theorie von den „natürlichen“ Grenzen? Welcher Staat besitzt überall die Grenzen, die ihm die natürliche Bodenbeschaffenheit oder das ethnographische Moment vorschreiben? Welche natürlichen Grenzen hat beispielsweise Deutschland gegen Russisch-Polen oder gegen Belgien? Welche hat ferner Österreich-Ungarn in Ostgalizien gegen Rußland? Nur die wenigsten Länder können sich selbst nur teilweise natürlicher Grenzen erfreuen, wie z. B. Spanien gegen Frankreich der Pyrenäen, Rumänien der transylvanischen Alpen gegen Siebenbürgen und der Donau gegen Bulgarien (mit Ausnahme der Dobrudscha, deren Erwerbung für Rumänien somit eine Zerstörung seiner natürlichen Grenzen zur Folge hatte).

Es war also schon an und für sich ein recht fragwürdiges Prinzip, auf das sich die Irredenta da berief: vollends unhaltbar wurde es aber, wenn man erfuhr, welche Grenzen sie für Italien forderte. Was sie von Österreich an Territorialbesitz beanspruchte, umfaßte nämlich nicht weniger als halb Tirol bis über den Brenner hinaus, das Pustertal, das Gebiet um Tarvis in Kärnten und den größten Teil des Küstenlandes;¹⁾ ein Gebiet also,

¹⁾ Oberst v. Haymerle gibt in seiner bereits erwähnten Broschüre „Res italicae“, S. 26, die von der Irredenta geforderte „natürliche“ Grenze des nähern an: „Sie soll vom Triplex confinium am Stilfser Joch (statt südwärts, wie jetzt, über die Adamellogruppe usw.) nördlich ziehen, die Quellen der Etsch umgehen, längs der Wasserscheide zwischen oberer Etsch und dem Inngebiete über den Brenner und die Rammlinie des linksseitigen Eisackgebietes laufen, das Toblacher Feld (Wasserscheide zwischen Rienz und Drau) übersezen, östlich des Monte Croce die gegenwärtige Grenze, den Hauptkamm der Karnischen Alpen, erreichen, längs derselben bis Pontebba laufen, dort über die Einsattelung von Saissitz und um das Ursprungsgebiet des Isonzo herum der Wasserscheide zwischen

das nicht nur den „natürlichen“, d. h. oro- und hydrographischen Grenzen, in keiner Weise gerecht wurde, sondern, was noch schwerer ins Gewicht fiel, auch den ethnographischen nicht, denen es geradezu Hohn sprach, da Tirol von Bozen nordwärts eine durchaus deutsche, der innere Teil des Küstenlandes aber eine slawische und das beanspruchte Stück Kärntens eine aus Slawen und Deutschen gemischte Bevölkerung besitzt. So führte die Forderung nach „natürlichen“ Grenzen das gleichzeitig geltend gemachte nationale Prinzip grausam ad absurdum, und eine Forderung des irredentistischen Programms widerlegte die andere: der schlagendste Beweis für die Ungereimtheit dieses Programms.

Die Irredentisten, die, soweit sie solchen Erwägungen überhaupt zugänglich waren, selber einsehen mochten, daß ihre Forderung nach natürlichen Grenzen bedenklich leicht wog, suchten ihr durch Heranziehung militärischer Gründe größeres Gewicht zu verleihen und verwiesen auf die Bedrohung ihres Vaterlandes durch die gleich einem Reile tief in italienisches Gebiet eindringende Gestalt Tirols.

Nun läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß diese Konfiguration Tirols im Kriegsfall eine Abschnürung Venetiens vom übrigen Italien zur Folge haben könnte: allein daß Österreich über diesen strategischen Vorteil verfügt, berechtigt Italien doch nicht zu der Forderung, es solle sich dieses Vorteils entäußern; einer Forderung, deren grenzenlose Naivität nur von ihrer Unverfrorenheit erreicht wird. Kein Staat wird doch selbstverständlich auf einen strategischen Vorteil seiner geographischen Konfiguration verzichten, weil dieser seinem Nachbar ein Dorn im Flug' ist; im Gegenteil: jeder Staat wird sich dieser günstigen Fügung freuen und diesen Vorteil nicht nur behalten, sondern auch zu verstärken trachten. Und Österreich hat hierfür um so mehr Grund, als gerade die vorgeschobene geographische Lage Tirols anderseits einen großen strategischen Nachteil mit sich bringt und es Italien

Sonzo und Gave folgen und, ganz Istrien zu Italien schlagend, bei Fiume, welches der österreichisch-ungarischen Monarchie belassen wird, an das Meer gelangen.“ — Diese Grenze legte man in Italien mit naiver Dreistigkeit gleich kartographisch fest, indem man eine Landkarte anfertigen ließ, auf der sie schon eingezeichnet war. Und diese „Carta geografica del regno d'Italia ad uso delle scuole, compilata per cura di A. e C., edizione quinta, Torino 1873,“ wurde, wie ihr Untertitel sagt, zum Gebrauche für Schulen zugelassen! Eine ganz ähnliche, bei A. Villardi in Mailand erschienene Karte neuern Datums habe ich selber in Händen gehabt.

ermöglicht, Venetien einer drohenden Faust gleich Österreich in die linke untere Flanke zu bohren, ähnlich wie Rußland Polen in die rechte Seite Deutschlands bohrt. Dadurch aber wird Österreich weit schwerer bedroht als Italien durch Tirol, weil die italienische Grenze in die allerbedenklichste Nähe der einzigen Eisenbahnlinie vordringt, die Tirol mit dem östlichen Hinterlande verbindet — bei Innichen beträgt die Entfernung der Grenze von der Pustertalbahnstrecke bloß eine Fahrstunde —, so daß Tirol bei Zerstörung dieser Linie ausschließlich auf die nördliche Zufuhrlinie über den Brenner angewiesen wäre. Damit nicht genug, eignet sich die weite, hochkultivierte, dicht besiedelte, an Straßen und Bahnen reiche Ebene Venetiens als Operationsbasis und Sammelraum für eine große Armee ungleich besser als das enge, dürrftig bewohnte und behaute, wegarne Alpen- und Karstgebiet des österreichischen Küstenlandes, Krains und des benachbarten Kärnten. Der strategische Vorteil, den die vorspringende Bergbastion Tirols für Österreich bietet, wird sonach durch den Nachteil, den das Eindringen Venetiens zwischen jenes und Innerösterreich mit sich bringt, vollauf wettgemacht, und wenn man in Österreich ebenso töricht und dreist wäre wie in Italien, so hätte man mindestens ebensoviel Ursache, aus strategischen Gründen nach „natürlichen“ Grenzen zu rufen, also etwa nach der Abtretung Venetiens; ein Verlangen, das in Italien natürlich einen Entrüstungsturm hervorrufen würde, wiewohl es genau so „berechtigt“ wäre wie die irredentistische Forderung nach Südtirol und Isirien.

Noch alberner als die Theorie von den „natürlichen“ Grenzen ist der vierte Punkt des irredentistischen Programms, die Berufung auf die „Eroberung“ Südtirols durch Garibaldi im Jahre 1866. Diese „Eroberung“ war in Wahrheit nämlich gar nicht erfolgt, denn Garibaldi war zwar nach wiederholten Schlappen dank seiner großen Übermacht immer von neuem in Tirol eingedrungen; allein über 12 km in Judikarien und 17 km im Ledrotale war er nie hinausgekommen; ebensowenig hatte General Medici, der im Suganatale zwar 45 km vorgerückt war, Trient erreicht.¹⁾ Dieses Zentrum Südtirols war nicht eine Stunde lang in italienischem Besitze gewesen. Ein auf derartig negativen „Erfolgen“ beruhender Besitztitel war demnach überhaupt nicht ernst

¹⁾ A. v. Haymerle, „Italicae res“, S. 32.



zu nehmen; ganz abgesehen davon, daß die Theorie, die aus ehemaligen Eroberungen territoriale Ansprüche herleiten will, zu einem Umsturze der ganzen bestehenden Besitzverhältnisse Europas, ja der ganzen Welt führen müßte, denn dann könnte Deutschland ganz Nordostfrankreich mit Paris reklamieren, Rußland ganz Thrazien bis zu den Thoren Konstantinopels und — was die Irredentisten augenscheinlich bei der Aufstellung dieser retrospektiven Besitzansprüche gar nicht bedacht haben —: Österreich könnte wieder Venetien und die Lombardei beanspruchen! . . .

Was schließlich den letzten Punkt des irredentistischen Programms, die angebliche Bedrückung der in Österreich lebenden Italiener durch die kaiserlichen Behörden, betrifft, so war just das Gegentheil richtig: sie erfreuten sich nicht nur selbstverständlich genau derselben Rechte wie die österreichischen Staatsbürger anderer Nationalität, sondern erfuhren sogar besondere Berücksichtigung durch die Behörden; gehörte es doch von jeher zu den Eigentümlichkeiten der österreichischen Regierung, daß sie die Italiener mit Glacéhandschuhen anfaßte und ihren nationalen Ansprüchen mit größter Bereitwilligkeit entgegenkam; die italienische Amtssprache und die italienischen Schulen in Südtirol legten dafür ein beredtes Zeugnis ab. Dieses Entgegenkommen ging nicht selten sogar weiter, als es die Rücksicht auf die österreichische Staatsidee erlaubt hätte, wie dies die Duldung der national-italienischen Vereine mit mehr oder weniger österreichfeindlichen Tendenzen bezeugte, sowie die milde Nachsicht, die man gegen die keineswegs seltenen Ausschreitungen der Italianissimi zu üben pflegte.

Das Geschrei der Irredentisten über die Bedrückungen, die ihre Konnationalen in Österreich zu erleiden hätten, war um so weniger angebracht, als es ihren eigenen bäuerischen Landsleuten unvergleichlich schlechter erging als den Bauern in Südtirol, die sich unter dem habsburgischen Zepter ganz wohl fühlten und durchaus keine Sehnsucht hatten, „erlöst“ zu werden, was sie im Jahre 1866 durch ihre kaisertreue Haltung deutlich bekundet hatten. Unter der Landbevölkerung Italiens aber herrschten, zumal im Süden, in Kalabrien und Sizilien, in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht geradezu himmelschreiende Zustände; eine Tatsache, die von der in diesem Falle gewiß glaubwürdigen italienischen Presse in schärfster Weise gebrandmarkt wurde und sie sogar zu Vergleichen mit den Lebensverhältnissen der italienischen Bauern in

Südtirol veranlaßte, die sehr zum Vorteile der österreichischen Herrschaft ausfielen.¹⁾

Aus all dem kann man ersehen, wie übel es mit den Vorwänden stand, auf die die Irredenta ihre territorialen Ansprüche an Österreich zu stützen suchte: armselige Krücken, die beim ersten Anhauch der Wahrheit kläglich zusammenbrachen; fadenscheinige Lappen, hinter denen die gemeine Habsucht vergeblich ihre abstoßende Blöße zu verbergen suchte.

Aber das tat der Zugkraft des irredentistischen Programms nicht den geringsten Abbruch, denn man war in Italien teils wirklich so blind, diese Krücken und Blößen nicht zu bemerken, teils wollte man sie nicht bemerken; die wenigen aber, die anders dachten und dieses verlogene und tolle Treiben durchschauten und verurteilten, wagten in der Regel nicht, dies auch öffentlich zu tun, weil sie Gefahr liefen, als Vaterlandsverräter, als elende „Austriacanti“ an den Pranger gestellt und gesellschaftlich schwer geschädigt zu werden.

So wirkte der Irredentismus wie alle derartigen unter idealen Vorwänden auf die wilden Instinkte der Menge spekulierenden Bewegungen als Massensuggestion und zog immer weitere Kreise der Bevölkerung in seinen Bann. Das eigentliche Volk freilich, zumal das ländliche, zeigte sich für diesen geistigen Infektionsstoff wenig empfänglich: die einen, weil ihnen die Politik gleichgültig war, die andern, weil sie mit ihrem wirtschaftlichen Elend vollauf genug zu tun hatten.

¹⁾ „Il Diritto“ vom 23. Jänner 1877 (zitiert von A. v. Haymerle in „Italicae res“, S. 41) stellt Vergleiche zwischen dem ausgezeichneten Schulwesen des österreichischen Bezirks Impezzo und dem elenden des benachbarten italienischen Bezirks Cadore an. Derselbe Autor zitiert im Anhang auch einige Artikel des italienischen Blattes „Italie“ vom 19., 22., 23. und 29. September 1878, in denen unter anderem von einem Buche des italienischen Professors Villari die Rede ist, das den Titel „La scuola e la questione sociale in Italia“ führt und über das das genannte Blatt berichtet: „Dans ce livre M. Villari raconte un voyage dans le Tyrol autrichien. Il y a trouvé une population forte fière, essentiellement honnête . . . Ces montagnards, dit-il, sont bien logés et ils se nourrissent d'une façon substantielle; le vin et la viande ne leur manquent jamais; il n'y a pas de pauvres et les différences entre les fortunes ne sont pas grandes — tous ces paysans sont honnêtes, parce qu'ils sont presque tous propriétaires.“ — Ein in derselben Arbeit angeführter Auszug aus dem österreichischen Blatte „La capitale“ vom 25. April 1878 zieht eine Parallele zwischen der Verwaltung Venetiens unter österreichischer und unter italienischer Herrschaft, die für diese keineswegs schmeichelt ist.

Aber wenn die Mehrheit des italienischen Volkes demnach auch nicht zur Fahne der Irredenta schwor, so tat es doch ein großer Teil jener einflußreichen Minderheit, die unter dem anmaßenden Decknamen der „Intelligenz“ überall und jederzeit die Träger geistiger Infektionsstoffe war und ist, und die sich immer als „das Volk“ schlechthin aufzuspielen pflegt. Diese Minderheit aber gab den Ton an.

Und zwar einen äußerst brutalen und fanatischen Ton. Galt es doch gegen das verhaßte Österreich zu hezen, dem sie — ganz mit Unrecht — alle Schuld an der Enttäuschung aufbürdete, die ihre Hoffnungen in Berlin erlitten hatten, und das ihr als Prügelnabe diente, an dem sie ihre Wut darüber auslassen wollte.

Welche Stimmung damals in Italien gegen die Monarchie herrschte, dafür zeugt folgende Schilderung:

„Zu diesem Zwecke (der Aufhebung gegen die Monarchie) wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt; die Presse mußte mit Hochdruck arbeiten; das Vereins- und Versammlungsrecht wurde über die Grenzen des Erlaubten hinaus in Anspruch genommen, um Haß und Feindschaft gegen den benachbarten Kaiserstaat wachzurufen; die unter „österreichischem Joche stehenden italienischen Brüder“ seien aller Bürger- und Menschenrechte beraubt, sie würden gepeinigt, gemartert, in Fesseln geschlagen — wahrlich ein Seitenstück zu der an den Klerikalen so verachteten Fabel vom eingekerkerten Papste! Keine Schmähung blieb unserem Staatswesen erspart; wir wurden als die Henker der Völker bezeichnet, als blutrünstige Wüteriche gebrandmarkt, als Geißel der Menschheit dem Fluche der Geschichte überantwortet usw. — Es wäre schwer, das Maß nationaler und internationaler Ungebändigkeit nur annähernd wiederzugeben, welches da zutage trat. Und vollends, als die politischen Ereignisse im Orient uns die Okkupation Bosniens und der Herzegowina aufzwangen, da wurden alle Elemente entfesselt und mittels Presse und Volksversammlungen eine zu den Waffen rufende Agitation gegen Österreich inszeniert, welche durch die bis zur Verletzung der Gastfreundschaft an den Vertretern des Kaisers getriebene Gröblichkeit der Erzeße das einstimmige Verdammungsurteil des gesamten Europa hervorrief.“¹⁾

III

Die italienische Regierung sah diesem Treiben mit verschränkten Armen und mit heimlichem Wohlwollen zu, denn an ihrer Spitze standen um diese Zeit Männer, deren Vergangenheit sie mit dem Antagonismus gegen Österreich sympathisieren ließ, wie Cairoli und Depretis. Wenn die Rücksicht auf ihre Stellung sie auch verhinderte, sich offen zu den Bestrebungen der Irredenta

¹⁾ A. v. Haymerle, „Italicae res“, S. 10.

zu bekennen, und ihre gereifte Erfahrung deren wildes Feuer auch kaum gutheissen mochte, so taten sie doch nichts, diesem gefährlichen Treiben zu steuern, so daß es immer weiter um sich greifen mußte; ja sie leisteten ihm manchmal sogar offenkundig Vorschub. So bei dem Begräbnisse des Generals Avezzana, des Präsidenten der Irredenta, das auf Staatskosten erfolgte und bei dem sich die Regierung durch zwei Minister und einen Unterstaatssekretär vertreten ließ, die gemeinsam mit dem Abgeordneten Imbriani, einem fanatischen Irredentisten, die Schnüre des Bahrtuches hielten: eine Rundgebung, die im Hinblick auf Österreich an Deutlichkeit ebensowenig zu wünschen übrig ließ als an Taktlosigkeit und die den dabei erfolgten leidenschaftlichen Demonstrationen gegen Österreich ein besonderes Relief verlieh, sie gewissermaßen legitimierte.¹⁾

Die Erregung, die dieses Ereignis zurückließ, war denn auch so nachhaltig, daß Österreich-Ungarn sich genötigt sah, in Südtirol Maßnahmen gegen einen Einfall Garibaldis zu treffen, der dazu ernstlich Miene machte; Maßnahmen, die man auf italienischer Seite wieder als „Drohung“ hinstellte, wie man es immer tat, wenn Österreich-Ungarn, durch die Feindseligkeiten der Irredenta beunruhigt, Vorkehrungen zu seinem Schutze traf.²⁾

Cairolì fand sich, durch diese bedenkliche Spannung beunruhigt, schließlich doch bemüht, in der Kammer beschwichtigende Erklärungen abzugeben; aber in Wien war man mißtrauisch geworden, hatte ein schärferes Auge als sonst auf irredentistische Regungen im eigenen Land und zeigte eine kräftigere Hand, wenn es galt, sie zu ahnden. Es kam wiederholt zu Maßnahmen der österreichischen Regierung, die jenseits der Alpen jedesmal Unlaß zu Ausfällen und Rundgebungen gegen die benachbarte Monarchie gaben. So zitterte der heftige Sturmstoß, den die Demonstrationen beim Begräbnis Avezzanas hervorgerufen hatten, das ganze folgende Jahr 1880 hindurch im Verhältnisse der beiden Staaten nach.

Erst die Zuspizung der Beziehungen zwischen Italien und Frankreich wegen Tunis setzte der irredentistischen Bewegung einen

¹⁾ F. Crispi, „Memoiren“, I. Band, S. 102 f.

²⁾ So berichtet Crispi in seinen „Memoiren“, I. Band, S. 102, Graf Robilant, der italienische Botschafter am Wiener Hofe, habe am 10. April 1880 nach Rom gemeldet, daß die Konzentrierung von k. k. Truppen in Südtirol als Drohung aufzufassen sei.

Dämpfer auf, lenkte die nationalen Wünsche der Italiener nach einer andern Richtung und entfachte ihre Leidenschaften gegen die „lateinische Schwesternation“.

Als vollends der Vertrag von Barde — 12. Mai 1881 — Frankreich den Besitz von Tunis sicherte, das damit für Italien aussichtslos verloren ging, und dieses sich in seiner Erbitterung darüber dem Zweibund in die Arme warf, da schien es — wenigstens für oberflächliche und optimistische Beobachter —, als ob die Irredenta, wenn auch nicht völlig erloschen, so doch ihren ganzen Einfluß verloren hätte; denn Italien wurde dadurch nicht nur zum Bundesgenossen Deutschlands, was ja im Hinblick auf 1866 nicht überraschen konnte, sondern auch zu dem Österreich-Ungarns, in dem es seit etwa sechs Jahrzehnten seinen schlimmsten Feind sah und haßte.

Diese beiden Mächte Seite an Seite: das war allerdings eine Erscheinung, die sich fast wie ein Wunder ausnahm und die Vermutung nahelegte, in Italien müsse ein grundstürzender Wandel der politischen Anschauungen, ja der ethnischen Sympathien eingetreten sein, da dieses Bündnis sonst niemals hätte zustande kommen können. Tatsächlich war diese Erscheinung aber keineswegs so wunderbar, wie sie aussah, sondern im Grunde sehr einfach: Bismarck hatte Italien die von ihm erbetene Bundeshilfe gegen Frankreich nur unter der Bedingung gewährt, daß es sich auch mit Österreich verbünde, und da Italien sich allein zu schwach fühlte und unbedingt den Anschluß an das mächtige Deutschland haben wollte, so nahm es den unerwünschten Genossen mit in Kauf; seine Erbitterung gegen Frankreich war im Augenblick eben stärker als sein alter Haß gegen Österreich und behielt darum die Oberhand: das war der innere psychologische Vorgang, der nach außen wie ein Wunder wirkte.

Wie unendlich weit man in Italien aber noch immer von einem wirklichen Wandel der Gefühle gegenüber Österreich entfernt war, das sollte sich schon wenige Monate nach Abschluß des Dreibundes — 20. Mai 1882 — zeigen:

Im Sommer dieses Jahres wurde in Triest die Jubelfeier der fünfshundertjährigen Zugehörigkeit dieser Stadt zum Besitze der Habsburger abgehalten und aus diesem Anlaß eine Ausstellung veranstaltet. Am 2. August wurde unter die Menge eine Bombe geworfen, die mehrere Leute verwundete, eine Person tötete. Dieser Anschlag, gegen den Erzherzog Karl

Ludwig, den Bruder des Kaisers, geplant, der zur Feier nach Triest gekommen, aber zur kritischen Zeit nicht zugegen gewesen war, erwies sich als ein Werk der Irredenta; die Bombe stammte aus Italien. Bald darauf, am 15. August, nahm die Polizei eine aus Venedig kommende Bombensendung in Beschlag, und ungefähr einen Monat später, am 17. September, erfolgte in Ronchi im Küstenlande die Verhaftung eines jungen Mannes namens Wilhelm Oberdank, der die Absicht gehabt hatte, Kaiser Franz Joseph zu ermorden, und dieses Vorhaben auch eingestand. Oberdank, ein gebürtiger Triestiner, war vier Jahre früher, bei Beginn des bosnischen Okkupationsfeldzuges, desertiert und nach Italien geflohen, wo er sich der Irredenta anschloß und ein fanatischer Jünger dieser Lehre wurde. Der Besuch Kaiser Franz Josephs in Triest anlässlich der Jubelfeier hatte ihn bewogen, diese Gelegenheit zu dessen Ermordung zu benutzen.

Dieser Anschlag bildete einen wunderlichen und vielsagenden Kommentar zu dem vier Monate vorher abgeschlossenen Bündnisse mit Oesterreich. Ein Bündnis, dessen einer Kompaziszent in seinem Land eine Partei duldet, die in ihrem Hass gegen den Bundesgenossen so weit geht, daß sie selbst vor der Ermordung des verbündeten Herrschers nicht zurückschreckt: das war allerdings ein historisches Kuriosum ohnegleichen.

Und daß der Mordplan nicht etwa bloß die Ausgeburt eines einzigen zerrütteten Gehirns war, wie die offiziösen Vertuschungskünstler ihn gern aufgefaßt wissen wollten, das bewies die bedeutsame Tatsache, daß Oberdank einen Komplizen hatte, und daß dieser, ein Apotheker namens Ragosa, auf italienischem Boden zwar festgenommen, aber von den Geschworenen in Udine freigesprochen wurde. Noch mehr aber bedeutete es, daß die Hinrichtung Oberdanks in weiten Kreisen Italiens einen Entrüstungsturm hervorrief und seine Verherrlichung als Märtyrer seiner nationalen Überzeugung zur Folge hatte. Die Anhänger der Irredenta erklärten sich demnach solidarisch mit einem Mordgesellen: der überzeugendste Beweis für den verbrecherischen Fanatismus der irredentistischen Propaganda.

Dieses böse Ereignis und seine bedenklichen Folgen hatten aber wenigstens die Wirkung, daß sich die italienische Regierung ihrer Bundespflichten erinnerte und endlich zu schärfern Maßregeln griff, um die so gefährlich angeschwollene irredentistische Strömung einzudämmen. Namentlich Crispi war es, der die

Duldung dieser Strömung immer wieder tadelte; hauptsächlich wohl deshalb, weil sie das von ihm geschaffene und hochgehaltene Werk des Bündnisses mit den beiden Kaisermächten zu gefährden drohte; was — bezeichnenderweise — ihn freilich nicht hinderte, selber über die Härte der österreichischen Regierung gegen die Staatsbürger italienischer Nationalität zu klagen und die „Berichtigung“ der Grenzen auf diplomatischem Weg anzustreben.

Immerhin kam der Irredentismus dank der Regierung König Humberts, der es mit seinen Bundespflichten ehrlich meinte, und unter dem Einflusse Crispiis in den folgenden Jahren nicht mehr so zur Geltung wie früher, so daß die Anhänger des Dreibundes sich in der Hoffnung wiegten, der Irredentismus sei auf dem Aussterbeetat angelangt und somit eine erledigte Sache, die den Bestand des Dreibundes nicht mehr zu erschüttern vermöge; eine Auffassung, in der die Bevölkerung von der offiziellen Presse geflissentlich bestärkt wurde.

IV

Daß der irredentistische Brand in Wahrheit aber keineswegs ganz erloschen, sondern unter der Aschendecke unaufhörlich, wenn auch nur schwach sichtbar, weitergeglommen war, das zeigte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als er plötzlich wieder kräftig aufflackerte. Und zwar waren es, wie zwanzig Jahre früher, abermals die Balkanwirren, die dies veranlaßten. Wieder schien es wie damals, als könnte das türkische Reich sich nicht mehr lange aufrechterhalten, als müßte sein Zusammenbruch nahe bevorstehen. Für diesen Fall aber wollte Italien sich Albaniens bemächtigen und berief sich auf die alten Römer und die Venetianer des Mittelalters, die sich in Albanien angesiedelt und italienisches Wesen, italienische Kultur verbreitet hatten. Diese Erinnerung genügte, in der leicht entzündbaren Phantasie der Italiener die Vorstellung hervorzurufen, Albanien sei eigentlich italienisches Land und gebühre ihnen daher von Rechts wegen.¹⁾

Diese plötzliche Sehnsucht der Italiener nach den in Wahrheit nichts weniger als einladenden Gestaden Albaniens, wäre

¹⁾ Der Abgeordnete Imbriani sprach in der Kammer — 25. Mai 1896 — von den „Legitimen“ Ansprüchen Italiens auf Albanien. Zitiert in Leopold Freiherrn v. Chlumetzky's ausgezeichnetem Buche „Österreich-Ungarn und Italien,“ Wien 1907, S. 11.

vielleicht nicht so heiß geworden, wenn sie nicht auf ein Hindernis für ihre Verwirklichung gestoßen wäre: auf Österreich-Ungarn.

Dieses hatte schon seit nahezu drei Jahrhunderten das Protektorat über die katholischen Stämme Oberalbaniens inne und stand dadurch in Beziehungen zu ihnen, ohne sich indes im Land eines nennenswerten Einflusses zu erfreuen.¹⁾

Diese Tatsache genügte, um auf die Irredenta zu wirken wie ein rotes Tuch auf den Stier. Glücklicherweise, nach so langer Entbehrung wieder einmal gegen das verhaßte Habsburgerreich losziehen zu können, bemächtigte sie sich dieses Problems, in der prickelnden Hoffnung, daraus Kapital für ihren schon dürftig gewordenen Kriegsschatz schlagen zu können, und warf als Brandfackel ein neues Schlagwort in die so leicht entzündbaren Seelen ihrer Landsleute: das „Mare nostro“. Bisher waren es bloß Länder gewesen, die „erlöst“ werden sollten: nun sollte auch das Meer „erlöst“ werden, die Adria, die ja zum Teil ebenfalls unter dem österreichischen „Joche schmachete“. Und das anmaßende und törichte Wort verfiel, bohrte sich mit Widerhaken in die Seelen der Italiener und ließ sie ungestüm und drohend nach dem „Mare nostro“ rufen.

Die Staatsmänner Italiens waren nun freilich nicht willens, gleich an die Verwirklichung dieser Forderung zu schreiten, wie es deren heißblütige Vertreter erheischten; denn sie waren klug genug, sich zu sagen, daß Italien viel zu schwach war, dies durchzuführen, und daß vorläufig in dieser Sache nichts anderes zu erreichen war, als dafür zu sorgen, daß Albanien nicht in die Hände Österreich-Ungarns falle. Und dies geschah im Jahre 1897 durch das Übereinkommen von Monza, in dem Marquese Visconti-Venosta sich mit Graf Goluchowski dahin einigte, daß Albanien im Interesse beider Teile einstweilen ein *Nolimetangere* bleiben

¹⁾ Marquese di San Giuliano schreibt hierüber in seinen „Briefen über Albanien“ (deutsch), Leipzig 1913, S. 10: „Österreich befindet sich in günstigeren Verhältnissen als wir, durch die territoriale Nachbarschaft, durch die reichlicheren Geldmittel, durch die älteren, ununterbrochenen Überlieferungen, die beständige und rationellere Richtung seiner internationalen und inneren Politik, durch die größere Bedeutung seines Handels, die bessere Organisation seiner Marine, seine angenehmeren Beziehungen zum Vatikan und zur Geistlichkeit und durch sein höheres sowie weiter zurückreichendes Machtansehen.“ — Er übertreibt dabei mit Absicht, um seine Landsleute zu intensiverer Pflege dieser Beziehungen anzuspornen.

müsse; für den Fall aber, daß sich der Statusquo auf dem Balkan nicht aufrechterhalten ließe, autonom gemacht werden sollte.

Diese diplomatischen Abmachungen waren natürlich nicht danach angetan, die Stimmung in Italien Österreich gegenüber freundlicher zu gestalten, denn war ihr Inhalt auch nicht veröffentlicht worden, so genügte es den Anwälten des „Mare nostrum“ doch, zu wissen, daß überhaupt mit Österreich Vereinbarungen getroffen worden waren, um hieraus neue Proteste und Anklagen gegen dieses zu schmieden. Kurz: die totgesagte Irredenta war wiedererstande und gebärdete sich ebenso laut und anmaßend wie früher. Es gab Skeptiker, die nicht nur trotz, sondern eben wegen des vereinbarten Zusammengehens Österreich-Ungarns mit Italien in der albanesischen Angelegenheit für die Zukunft Böses besorgten und darin eine bedenkliche Analogie mit dem Zusammengehen Österreichs und Preußens gegen Dänemark im Jahre 1864 sahen.¹⁾

Da das türkische Reich aber noch immer nicht zerfallen wollte, stagnierte einstweilen auch die albanesische Frage, und die irredentistischen Mühlen begannen leer zu gehen und hohl zu klappern.

Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe und trieb ihnen einen neuen Strom von Ereignissen zu, der ihrem Geklapper wieder einen vollen, lauten Ton gab:

Schon seit längerer Zeit verlangten die Italiener in Österreich von der Regierung die Errichtung einer italienischen Universität. Das war an sich schon eine anspruchsvolle Zumutung, denn bei ihrer verhältnismäßig geringen Zahl — damals nicht ganz 750000 Seelen von 48 Millionen Einwohnern überhaupt — hatten sie von allen Völkern der Monarchie zweifellos als die letzten ein Unrecht auf eine nationale Hochschule. Die österreichische Regierung war auch nicht sonderlich geneigt, diesen Wunsch zu erfüllen, da sie sonst auch die gleichlautenden Forderungen der Ruthenen und Slowenen hätte befriedigen müssen, die mit ihren 3 $\frac{1}{2}$ und 1 Millionen Köpfen jedenfalls weit mehr berechtigt waren, einen solchen Anspruch zu stellen, als die Handvoll Italiener. Aber zu ängstlich, um diese mit einem entschiedenen kühlen Nein abzuweisen, kam die Regierung den italienischen Wünschen auf

¹⁾ Der erste, der diesen Vergleich anwendete, war Leopold Freiherr v. Chlumetzky in seinem Buche „Österreich-Ungarn und Italien“, wohl dem besten in deutscher Sprache erschienenen Werk über das albanesische Problem.

einem Ausweg entgegen, der den gegebenen Verhältnissen endlich entsprach, und gliederte der Universität in Innsbruck eine italienische Fakultät an.

Dieser Ausweg sagte aber weder den italienischen noch den deutschen Studenten zu, und bei der Eröffnung der neuen Fakultät, Anfang November 1904, kam es zwischen beiden Parteien zu einem blutigen Zusammenstoße, bei dem von seiten der Italiener Revolver in Aktion traten. Dies war das Signal zu einer allgemeinen Razzia auf sie, an der sich außer den Studenten auch die Bürgerschaft und der Pöbel Innsbrucks beteiligte und die zur Demolierung der italienischen Fakultät und zahlreicher, Italienern gehörender Läden führte. Erst das Eingreifen des Militärs bereitete den Tumulten ein Ende.

Wie nicht anders zu erwarten, fanden diese wüsten Vorgänge in Italien ein stürmisches Echo. In fast allen großen Städten des Landes kam es zu leidenschaftlichen Kundgebungen gegen Österreich, und die italienische Presse hallte wider von wildem Rachegeschrei und pathetischen Deklamationen gegen das verhasste Österreich. „Abasso l'Austria!“ war wieder einmal die Parole des Tages.

So begreiflich, ja berechtigt die Entrüstung der Italiener über die ihrer nationalen Ehre in Innsbruck angetane Gewalt zweifellos auch war, und so unnachsichtig der dort verübte nationale Vandalismus auch verurteilt werden mußte, so war es von ihrer Seite doch ganz und gar ungerechtfertigt, für diese Ausschreitungen Österreich im allgemeinen und die österreichische Regierung im besondern verantwortlich zu machen, denn diese war daran ganz unschuldig. Sie hatte es im Gegenteile mit den Italienern gut gemeint; das bewies eben die ihnen zuliebe erfolgte Errichtung einer italienischen Fakultät. Was in Innsbruck geschehen war, fiel außer dem herausfordernden Betragen der italienischen Studenten bloß dem übel angebrachten Furor teutonius der Deutschnationalen zur Last, die, von alldeutscher Seite geschürt, wieder einmal den Namen des Deutschtums mißbraucht und dieses, im Wahne, ihm zu nützen, schwer bloßgestellt hatten.

Wie weit die österreichische Regierung davon entfernt war, die Innsbrucker Vorgänge auch nur zu entschuldigen, das zeigten die wütenden Angriffe, die im Parlament von alldeutscher und deutschnationaler Seite gegen den damaligen Ministerpräsidenten Dr. v. Körber gerichtet wurden, weil er gegen die anarchischen

Zustände in Innsbruck in energischer Weise vorgegangen war und den Mut hatte, sie offen zu verurteilen.

Allein so überzeugend dies auch für die Schuldblosigkeit der österreichischen Regierung sprach, so vermochte es der Heze gegen Österreich, die in Italien durch die Innsbrucker Ereignisse entfesselt war, nicht im geringsten Einhalt zu tun; in der wilden Aufregung, die dort herrschte, war man zumeist gar nicht fähig, zwischen den Erzeugen einer unverantwortlichen Menge und der Haltung der österreichischen Regierung einen Unterschied zu machen, und wenn man es da und dort doch war, so hütete man sich, diesen Unterschied zu betonen und sich damit der Waffe zu entäußern, die man nun in Händen hatte und die für den Irredentismus ein kostbares Kapital bedeutete, von dem er sich reiche Zinsen versprach.

Man hatte in Österreich italienisches Blut vergossen und italienischen Besitz verwüftet: das genügte. Alle Welt mußte nun sehen, wie traurig, wie erbarmungswürdig das Los der Italiener in Österreich war. An Besitz und Leben stets bedroht, schmachteten sie als *Parias* unter dem grausamen Joche der österreichischen Gewaltherrschaft und sehnten den Tag herbei, an dem sie von ihren Brüdern jenseits der Grenze erlöst werden würden. War es da nicht die heilige Pflicht Italiens, dieses Erlösungswerk zu vollbringen und das Schwert gegen dieses barbarische, despotische Österreich zu ziehen? „*Abasso l'Austria!*“

So deklamierte mit dröhnendem Pathos die Irredenta, und „*Abasso l'Austria!*“ hallte es stürmisch wieder von den Alpen bis zum Ätna.

Allerdings noch zu früh, denn noch war ihre Saat nicht reif. Aber sie durfte trotzdem zufrieden sein, denn diese Saat schoß üppig in die Halme, und es war eine seltsame Ironie des Schicksals, daß es deutsche Hände gewesen waren, die ihr dabei geholfen hatten, den Boden zu düngen.

Fortan schwebte die Frage der italienischen Universität als zweites Damoklesschwert neben der albanesischen Frage über dem Verhältnisse zwischen Österreich und Italien und hielt beide Teile beständig in Atem; um so mehr, als die Behandlung dieser Frage im österreichischen Parlamente den Faden, an dem es hing, immer wieder hin und her riß.

Auch in Mazedonien ergaben sich „Unstimmigkeiten“ zwischen den dortigen k. u. k. Zivilagenten und General De Giorgis, dem

italienischen Kommandanten der internationalen Gendarmerie, der zwar — für das übergroße Entgegenkommen Österreich-Ungarns bezeichnend — auf den Vorschlag Graf Goluchowski an deren Spitze gestellt worden war, sich hierfür aber nicht erkenntlich zeigte.

Daß die irredentistische Gesinnung sich keineswegs nur auf die unverantwortlichen Kreise der Irredenta, also auf jugendliche Heißsporne und sonstige unreife Elemente beschränkte, das zeigte die Äußerung Marcoras, des Präsidenten der italienischen Kammer, der in öffentlicher Sitzung von „unserem Orient“ sprach und damit in unzweideutigster Weise verriet, daß er Orient als italienisches Gebiet betrachtete. Dieses Wort war nur ein flüchtiger Blitz, aber er zerriß mit grellem Scheine den rosenfarbenen offiziellen Phrasennebel, der um das Verhältnis Österreichs zu Italien wogte, und ließ den tiefen, finstern Abgrund erkennen, der zwischen ihnen klaste und über dem das schwächliche Notsteigergerüste des Dreibundes hing.

V

In den militärischen Kreisen der Monarchie gab man sich über die Gefährlichkeit der Situation keinen Illusionen hin und traf, unbekümmert um das optimistische Gerede der führenden Presse, seine Maßnahmen, die sich in einem allmählichen, aber stetigen Truppennachschube von Nordosten nach Südwesten zeigten.

Doch so unauffällig sich diese Dislokationsverschiebungen auch vollzogen, der Irredenta, die mit lauernden Blicken jede Regung in Österreich verfolgte, entgingen sie nicht und gaben ihr erwünschten Anlaß zu gehässigen Verleumdungen, in denen sie Österreich beschuldigte, an den italienischen Grenzen große Truppenmassen zu sammeln, weil es gegen Italien Böses im Schilde führe. Das glaubten die, die es behaupteten, wohl selber nicht, da sie gut wußten, daß Österreich-Ungarn derartige Angriffsabsichten durchaus fernlagen; allein die große Menge glaubte es und redete es urteilslos nach.

Erlogen wie diese Beschuldigung war auch die Behauptung, die ihr zugrunde lag: von einer Zusammenziehung großer Truppenmassen konnte gar nicht die Rede sein; die k. u. k. Heeresleitung trug bloß dafür Sorge, daß das arge Mißverhältnis, das bisher zwischen den Streitkräften beider Teile in den Grenzgebieten bestanden hatte, zugunsten der österreichisch-ungarischen Truppen

ausgeglichen werde, die sich gegenüber den italienischen in einer geradezu beängstigenden Minderzahl befanden.¹⁾

Der Einfluß der Irredenta begann sich anlässlich der Marokkofrage auch im Verhältnis Italiens zu Deutschland zu zeigen, das bis dahin ein gutes gewesen war; Italien sekundierte nämlich bei der Mächtekonferenz in Algieras nicht seinem Bundesgenossen Deutschland, sondern Frankreich: ein bedeutsames Symptom dafür, daß die Außenpolitik Italiens in bedenklicher Weise vom Dreibundstandpunkt abrückte.

Die Spannung zwischen Italien und Österreich-Ungarn hielt an, und die dickunterstrichenen Versicherungen der Dreibundminister und ihrer Presse, daß das Verhältnis nichts zu wünschen übriglasse, bekräftigten dies nur, denn sie wiederholten sich zu oft und klangen zu laut, um echt zu sein.

Freiherr von Threnthal, der Nachfolger des Ende Oktober 1906 zurückgetretenen Grafen Goluchowski, stattete im Juli 1907 dem Könige von Italien und dem italienischen Minister des Äußern, Tittoni, in Desio seinen Antrittsbesuch ab, und die beiden Staatsmänner verkündeten der Welt in ihrem gemeinsamen Communiqué, daß zwischen Österreich-Ungarn und Italien ein vollständiges Einvernehmen bestehe, das sich nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf alle Eventualitäten der Zukunft beziehe. Auf der italienischen Botschaft in Berlin aber erklärte man einem Vertreter des „Berliner Tagblatts“, daß die Irredentisten einen ernsthaften Konflikt zwischen beiden Staaten nicht mehr hervorrufen könnten.²⁾

Im August erfolgte der Gegenbesuch Tittonis auf dem Semmering, was neuerliche gegenseitige Liebeserklärungen zur Folge hatte. Wenn man diesen Versicherungen und den Wehrauchhymnen der Wiener Zeitungen, nicht nur der offiziellen, sondern der gesamten liberalen Presse, glauben wollte, so hing der Himmel über Österreich und Italien voll Geigen und nicht

¹⁾ Im Jahre 1900 ergab das militärische Kräfteverhältnis in den Grenzgebieten folgendes Zahlenbild:

	Österreich-Ungarn	Italien	Unterschied
Bataillone	36 (mit Landwehr 53)	71	+ 35 (+ 18)
Schwadronen	6 („ „ 8)	48	+ 42 (+ 40)
Reitende und Feldbatterien	12	48	+ 36
Gebirgsbatterien	3	3	—
Festungsartilleriekompagnien	12	11	— 1

²⁾ A. Singer, „Geschichte des Dreibundes“, S. 173 f.

voll Kanonen . . . Die Irredenta sei — so konnte man immer wieder lesen — nur mehr ein Popanz, der keinen ernstzunehmenden Menschen mehr zu schrecken vermöge. Man wollte Italien überhaupt als ein Nolimetangere betrachtet wissen, an das zu rühren als Staatsverbrechen galt.¹⁾

Welchen Wert diese panegyrischen Lobgesänge auf die Freundschaft beider Staaten tatsächlich besaßen, das zeigte der fanatische Jubel, den D'Annunzios Drama „La Nave“ bei seiner Erstaufführung erzielte, weil es eine Dramatisierung des Mare-nostro-Gedankens darstellte.

Für die offiziellen Optimisten in Österreich war dieses Schauspiel und der Enthusiasmus, den es erregte, natürlich wieder ohne Bedeutung: chauvinistische Exaltationen unreifer Hitzköpfe, weiter nichts.

Es gab aber noch andere Anzeichen, die sich von den Beschwichtigungshofräten nicht auf diese bequeme Weise hinwegeskamotieren ließen:

Im Januar 1908 gab Graf Threnthal in den Delegationen seine Absicht bekannt, die Bahn von Sarajevo nach Mitroviza auszubauen, um damit die Verbindung mit Saloniki und dem Ägäischen Meere herzustellen. Diese Absicht, die doch nur etwas Selbstverständliches war — eine weniger ängstliche Regierung als die Österreich-Ungarns hätte diese Bahn schon längst gebaut — entfesselte unter den Mächten einen wahren Entrüstungsturm. Aus allen Windrichtungen hob es gegen die Monarchie zu heulen und zu pfeifen an. Aus England, Frankreich, Rußland, Serbien

¹⁾ Als der Bürgermeister von Wien, Dr. Lueger, am 24. November 1907 anlässlich der Feier des 50. Todestages Radek's auch des gefährlichen Treibens der Irredenta gedachte und von der Gefahr sprach, die Österreich von ihr drohe, erließ Threnthal ein geharnischtes Communiqué, in dem er Lueger der Sattlosigkeit zieh und erklärte, der Irredentismus bedeute für die Monarchie keine Gefahr, da er bloß bei einem sehr kleinen Bruchteil der Bevölkerung Anklang finde. Lueger blieb Threnthal die Antwort nicht schuldig und sagte beim nächsten Anlaß folgendes: „Ich habe gegen Italien selbst nicht ein Wort gesprochen. Aber ich glaube, es muß doch einem Österreicher gestattet sein, auf Zustände hinzuweisen, die sein Vaterland gefährden, und Pflicht der Oberen wäre es, so etwas anzuerkennen und nicht in wenig tapferer Weise vor der italienischen Irredenta einen Rotau zu machen. Es ist weit gekommen. Man darf hier in Österreich eigentlich nicht mehr patriotisch gesinnt sein, man darf nicht mehr den Finger auf eine offene Wunde legen, von der man weiß, daß sie vorhanden ist.“

prasselten die Proteste gegen dieses Projekt wie ein Wolkenbruch über sie herein. Und siehe da: die italienische Presse half dabei wacker mit gegen den Verbündeten hehen und plädierte leidenschaftlich für den Bau der Donau-Adria-Bahn, die das Sandschahbahnprojekt Ährenthals durchqueren sollte.

Dieser Lärm war aber erst die Ouvertüre der großen Rhapsodie, die im Oktober einsetzte, als Ährenthal die Annexion Bosniens und der Herzegowina bekanntgab und sich mit einem Schlag einer Koalition von halb Europa gegenüberfah. Auch diesmal stellte sich Italien wieder an die Seite der Feinde der Monarchie. Seine Presse schäumte über vor maßloser Wut gegen diese und zeterte mit dreistem Angestüm nach „Kompensationen“. Die Irredenta gebärdete sich wie rasend, und die italienischen Hochschüler in Wien sekundierten ihr durch ihr herausforderndes Auftreten, was zu Schlägereien mit den deutschnationalen Studenten führte, die bei deren Überzahl, wie nicht anders zu erwarten, zu ihrem Nachteil ausgingen. Gerade das aber leitete auf die Mühlen der Irredenta neues Wasser, denn nun konnte sie wieder entrüstete Deklamationen über die Vergewaltigung der Italiener in Österreich loslassen und diese als Märtyrer hinstellen, wie sie es vier Jahre früher anlässlich der Innsbrucker Ereignisse getan hatte; diesmal jedoch ohne Spur einer Berechtigung.

Und daß es auch jetzt keineswegs bloß unreife und unverantwortliche Elemente waren, die in Italien gegen Österreich schürten, bewies die Kammer Sitzung vom 3. Dezember, in der der frühere Ministerpräsident Fortis eine zündende Rede gegen die Annexion hielt: die Monarchie mache es Italien immer schwerer, im Dreibunde zu bleiben; sie bedrohe es durch ihre „übermäßigen“ Rüstungen und dürfe nicht länger im Besitze Spizzas bleiben, durch den sie eine beständige Gefahr für Montenegro bilde.

Das enthusiastische Echo, das diese Rede in der Kammer fand — der Marineminister Mirabello umarmte Fortis sogar —, bewies, daß dieser den versammelten Vertretern des italienischen Volkes aus der Seele gesprochen hatte. Es war eben ganz Italien, das da verzückt Beifall klatschte.

In der nächsten Kammer Sitzung — 8. Dezember — ergriff Tittoni das Wort, der wegen seiner Dreibundfreundlichkeit in der Presse heftig angegriffen worden war. Er hielt es, da er seinen Ministerfessel unter sich schwanken fühlte, für ratsam, der herr-

schenden Stimmung auch seinerseits Rechnung zu tragen, indem er — trotz seiner angeblich völligen Übereinstimmung mit Ährenthal — über dessen Vorgehen hinsichtlich der Annexion einen wenn auch vorsichtig gedämpften Tadel aussprach, seinen Sympathien für Serbien und Montenegro — also für die Todfeinde Österreich-Ungarns! — Ausdruck gab und versicherte, daß mit Rußland Vereinbarungen im Zuge seien, deren Wert sich erst in der Zukunft zeigen werde . . . Nur in einem Punkte wagte er dem Chauvinismus seiner Gegner nachdrücklich zu widersprechen: von „Kompensationen“, wie sie sie verlangten, könne keine Rede sein; die Behauptung des Abgeordneten Barzilai, die Monarchie habe sich im Dreibundvertrage dazu verpflichtet, falls sie Bosnien annektiere, das Trentino an Italien abzutreten, beruhe auf einem Irrtum. Der Vertrag enthalte kein Wort, das in diesem Sinne gedeutet werden könnte.

Ministerpräsident Giolitti schloß sich diesen Ausführungen an und würzte seine Rede mit der vielsagenden Warnung vor „frühzeitiger Ungeduld“, die alles verderben könne; eine Äußerung, die, ihrer diplomatischen Draperie entkleidet, nichts anderes hieß als: wartet mit der Abrechnung! Noch ist der richtige Zeitpunkt nicht gekommen.

„In diesen zwei denkwürdigen Kammeritzungen zeigte sich, was die Freundschaftsversicherungen wert waren, die Tittoni und Ährenthal in Vessio und Turin, auf dem Semmering und in Salzburg miteinander ausgetauscht hatten. Ein einziger Sturmstoß vom Balkan her hatte genügt, das Kartenhaus dieser vielgepriesenen Freundschaft umzublasen. Bloß das Papier blieb übrig, auf dem sie amtlich verzeichnet stand . . .“¹⁾

Wenn die italienische Regierung sich den Forderungen der Irredentisten gegenüber auch noch reserviert verhielt, weil sie die Zeit, loszuschlagen, noch nicht gekommen glaubte, so rüstete sie in aller Stille doch zum Krieg und bereitete die Mobilisierung vor. Die Einberufungsankündigungen und -karten waren schon gedruckt, als Rußland, durch das entschiedene Auftreten Deutschlands gewarnt, sich eines andern besann und, seiner vom Kriege gegen Japan und der Revolution im Innern noch geschwächten Kraft mißtrauend, den Rückzug antrat, Serbien mit seinen Kompensationsforderungen seinem Schicksal überlassend.

¹⁾ Th. v. Sośnośky, „Balkanpolitik Österreich-Ungarns“, II. Band, S. 175.

Diese Schamade Rußlands war auch für Italien das Zeichen zur Abrüstung, denn ohne russische Hilfe, bloß auf die Serbiens und Montenegros angewiesen, wagte es den Überfall auf den Bundesgenossen doch nicht und steckte den schon gezückten Dolch wieder in die Scheide.

Noch hatte die Irredenta somit ihr vorläufiges Ziel, den Krieg gegen die Monarchie, nicht erreicht; aber nur mehr die Weite eines Flintenschusses trennte sie von ihm, und sie durfte sich über die Nichtverwirklichung ihres Wunsches damit trösten, daß dessen Erfüllung nur aufgeschoben, keineswegs aufgehoben war; hatte doch selbst ein so vorsichtiger Staatsmann wie Giolitti durchblicken lassen, daß er im Grunde seines Herzens daselbe Ziel im Auge hatte wie die Irredenta.

Daß die Worte Tittonis nicht etwa bloß beschwichtigende Phrasen gewesen waren, mit denen er den ihm hart zusehenden Irredentisten hatte entschlüpfen wollen, sondern daß sich zwischen Italien und Rußland tatsächlich Beziehungen geknüpft hatten, die für Österreich-Ungarn nichts Gutes bedeuteten, das sollte sich noch im selben Jahre — 1909 — zeigen, als der Zar sich im November nach Racconigi zum Besuche König Viktor Emanuels begab, wobei er, um nur ja keinen Fußbreit österreichischen Bodens zu berühren, die Reise dahin auf einem ungeheuern Umweg machte. Der demonstrative Jubel, mit dem man ihn nach diesem drastischen Beweise für seine feindselige Gesinnung Österreich-Ungarn gegenüber in Italien empfing, sprach Bände, und schon die Tatsache dieses Besuches bedeutete einen neuerlichen Triumph der Irredenta.

Eine andere beredte Probe für die Stimmung, die damals in Italien herrschte, gab die Rede, die Generalleutnant Asinari, der Kommandant des III. (Mailänder) Armeekorps, am 11. November 1909 bei der Weihe der Standarte des neu errichteten Kavallerieregiments „Aquila“ in Brescia hielt und in der er von der Befreiung der unerlösten Gebiete sprach, die auf die Hilfe der italienischen Soldaten warteten.

Diese rhetorische Entgleisung hatte für den ungeduldigen General allerdings zunächst die unangenehme Folge, daß er seiner Stelle enthoben wurde, aber diese notgedrungene Maßregelung machte ihn erst recht zum Helden des Tages: waren seine Worte doch nur der Ausdruck der Gefühle ganz Italiens, soweit es politisch in Betracht kam.

VI

So zeigte sich's immer deutlicher, daß der irredentistische Gedanke die treibende Kraft der italienischen Außenpolitik geworden war, wenn er auf den Ministerfauteuils und in den diplomatischen Salons auch nicht sein ursprüngliches Banditenaussehen zeigte, sondern sich einer gefälligen Maske bediente und in verbindlichen Formen bewegte.

Außerhalb der offiziellen Kreise aber nahm sich die Irredenta jetzt noch weniger ein Blatt vor den Mund als früher und ließ ihrem Hass gegen Österreich, wo und wann sie nur immer konnte, freien Lauf. Aber sie begnügte sich keineswegs mit leeren Worten, sondern arbeitete mit zielbewußter Beharrlichkeit und Tatkraft an ihrem Werke. Dafür zeugte eine ganze Reihe von Zeitungen und Vereinen, die alle durch sie ins Leben gerufen worden waren und für sie arbeiteten. „Italia all' Estero“, „La Nave“, „La Grande Italia“, „La Giovane Italia“, „Mare Nostro“, „Il Caroccio“, „Il Bel Paese“, all diese Blätter predigten mehr oder weniger eindringlich den Irredentismus. Die bedeutsamste journalistische Schöpfung dieser Art war aber „La Preparazione“, ein gut geleitetes militärpolitisches Blatt, das sich, wie schon sein Name verriet, die Vorbereitung auf den Krieg gegen Österreich-Ungarn zur Aufgabe machte und eigens zu diesem Zweck gegründet worden war.

Hand in Hand mit diesen Zeitungen gingen Vereine wie „Dante Alighieri“ (der weitaus verbreitetste und einflußreichste), „Lega nazionale“, „Lega navale“ u. a. m., durchwegs Agenturen der Irredenta, wenn sie dies, wie der „Dante-Alighieri“-Verein, auch hinter dem harmlosen Aushängeschild von „Kulturvereinen“ zu verbergen suchten.

Daß diese wachsende Regsamkeit und Macht des irredentistischen Gedankens sich nicht nur in Italien selbst, sondern auch in Österreich bemerkbar machte, war nur natürlich. Immer dreister erhob er sein Haupt und spie sein Gift unter die Bevölkerung italienischer Zunge; um so dreister, als von seiten der österreichischen Behörden nichts Ernstliches geschah, dem Übel zu steuern.

Der Irredentismus intrigierte, demonstrierte und spionierte in Österreich nach Herzenslust und nistete sich sogar in den städtischen Körperschaften der von Italienern bewohnten Ortschaften ein; nicht zu reden von der Studentenschaft, die bei den Demonstrationen,

die sie von Zeit zu Zeit in Szene zu setzen pflegte, sich nicht scheute, die Oberdank-Hymne anzustimmen und dadurch ihre Gefinnungsgemeinschaft mit einem Mordbuben zu bekunden.

Die Behörden aber sahen diesem Treiben untätig zu und griffen aus Angst vor den leidenschaftlichen Rekrimationen, die jede Maßregelung ihrerseits in Italien zur Folge hatte, nur dann ein, wenn die Italianissimi es gar zu arg trieben. Graf Ahrenthal schien von seiner in der Annerionskrise so rühmlich bekundeten Festigkeit und Unererschrockenheit nur mehr verschwindend wenig erübrigt zu haben; wenigstens ließ er in seinem Verhalten Italien gegenüber nichts davon merken und warb um dessen Gunst mit einer Beharrlichkeit und Beflissenheit, die sich mit dem Interesse und der Würde der Monarchie nur schlecht vertrugen.¹⁾

Seine Parole hinsichtlich Italiens lautete eben: Freundschaft um jeden Preis!

Sie galt auch für die innere Politik Österreichs; die österreichische Regierung trachtete daher ebenso wie die gemeinsame, die Wünsche der Italiener tunlichst zu befriedigen, und bemühte sich, die Universitätsfrage, die schon seit Jahren auf dem parlamentarischen Repertoire stand, zu deren Gunsten zu lösen. Sie stieß dabei jedoch auf außerordentliche Schwierigkeiten.

Die Italiener steiften sich auf Triest als Standort, wozu sich die Regierung aber nicht entschließen konnte, da Triest der Hauptsitz des Irredentismus in Österreich war und die Heeresleitung gegen eine Rumulierung dieser Gefahr, wie sie durch Errichtung einer Universität auf diesem vulkanischen Boden zweifellos entstanden wäre, Einspruch erhob. Dieselben Gründe sprachen auch gegen Trient. Der Vorschlag der Regierung, die Universität in Rovereto

¹⁾ Als Beweis dafür möge folgender überaus charakteristischer Vorfall dienen: Im Wiener „Lunapark“ war im Sommer 1910 ein Diorama zu sehen, das die Seeschlacht bei Lissa darstellte und natürlich auch als solche bezeichnet wurde. Mit einem Male verschwand dieser Titel auf den Plakaten, um der nichtsagenden Bezeichnung „Marineschlacht“ Platz zu machen, und zwar infolge eines Winks „von oben“. Wie es hieß, hatte sich nämlich der italienische Botschafter von dieser Schaustellung unangenehm berührt gefühlt und dies auch geäußert. Die österreichische Regierung hatte hierauf natürlich nichts Eiligeres zu tun, als das fatale Wort entfernen zu lassen, unbekümmert darum, daß es an eine der ruhmvollsten Episoden der vaterländischen Geschichte erinnerte! ... Ob man sich in Italien ebenso dienstbeflissen gezeigt hätte, wenn es sich die Monarchie hätte einfallen lassen, gegen die Feier der Schlacht von Solferino zu protestieren? ...

zu errichten, stieß wieder auf den heftigen Widerstand der Italiener. Die Regierung kam nun auf den vernünftigen Gedanken, Wien als die Reichshauptstadt zum Standort für die neue Hochschule zu wählen; aber da hatte sie nicht nur die Italiener gegen sich, die sich auf den Standpunkt „Trieste o nulla!“ stellten, sondern auch die Alldeutschen, die mit Gewalttaten wie in Innsbruck drohten, wenn die Regierung es wage, diesen Plan zu verwirklichen und das deutsche Wien zu „verwelschen“; eine Besorgnis, die bei der verschwindenden Anzahl der in Wien lebenden Italiener bloß ein lächerlicher Vorwand war.

Die Deutschliberalen wieder, von jeher große Freunde der Italiener wegen deren feindlicher Stellung gegenüber dem Papsttum, vielfach auch durch freimaurerische Beziehungen hierzu veranlaßt, plädierten gleich den Italienern selber für Triest und fanden dabei die mächtige Unterstützung der führenden Presse, die in der Opposition der Konservativen und militärischen Kreise gegen Triest als Standort nur Intrigen des Klerikalismus und überflüssige Wichtigtuerei der Militärkreise sah und die Erfüllung der Wünsche der Italiener schon mit Rücksicht auf deren alte Kultur für eine Pflicht der Regierung erklärte.¹⁾

Die slawischen Völker der Monarchie schließlich wollten die Errichtung einer italienischen Universität nur dann gelten lassen, wenn auch ihre — zweifellos berechtigten — Universitätswünsche berücksichtigt würden.

Die üble Folge dieser einander widerstrebenden Strömungen war, daß die österreichische Regierung ängstlich und unentschlossen zwischen ihnen hin und her schwankte und die Erledigung dieser Angelegenheit nicht von der Stelle brachte, um so weniger, als die im österreichischen Parlament endemischen Hemmungszustände sie zeitweise ganz ausschalteten.

¹⁾ Wie es in Wahrheit mit dieser zum Gemeinplaze gewordenen „alten Kultur“ steht, das geht aus der Tatsache hervor, daß im Durchschnitt 40% aller Rekruten in Italien Analphabeten sind; ein Prozentsatz, der in manchen Provinzen noch bedeutend höher ist und in Cagliari 71% erreicht. Einen drastischen Kommentar zu dieser gerühmten Kultur bilden auch die statistischen Angaben, denen zufolge in der Provinz Teramo 87% aller Schulen kein Wasser und 99% keine Aborte hatten! — L. Frh. von Chlumetzky, „Österreich-Ungarn und Italien“, S. 168. — Siehe auch desselben Autors sehr interessante Mitteilungen über italienische Kulturzustände in dem Artikel „Aus dem dunkelsten Italien“, „Österreichische Rundschau“, Bd. XXVIII, Nr. 6.

Für die Irredenta war dies natürlich hochwillkommen, denn eine Befriedigung der italienischen Universitätswünsche hätte sie ja eines ihrer wirksamsten Agitationsmittel beraubt. Daß dem so war, geht aus der Äußerung des italienischen Staatsrats Brunialti hervor, der Anfang 1909, als es hieß, die italienische Universität werde in Wien errichtet werden, im „Messagero“ schrieb, diese Wahl sei für Italien ein wahres Glück zu nennen, denn wenn die Universität auf „italienischem Boden“, d. h. in einem von Italienern bewohnten Gebiete, errichtet werde, so würden die italienischen Studenten zufriedengestellt werden und darüber die italienische Einigkeitsidee vergessen.¹⁾

Daß dies nicht geschehe, dafür sorgte die irredentistische Propaganda auch sonst nach Kräften. Ein wildes Kesseltreiben gegen den Plan der Gründung einer österreichischen Schifffahrtsgesellschaft auf dem Gardasee; ein Grenzstreit im Gebiete der Cima Dodici in den Dolomiten; antiösterreichische Demonstrationen der „Futuristen“ im „Teatro lirico“ von Mailand; eine demonstrative Reise von 700 Friessternern nach Mailand; der Besuch König Peters von Serbien in Rom und — als „Pièce de résistance“ — die Ehrung Oberdaniks durch ein Denkmal in Venedig²⁾: das waren die irredentistischen Arabesken, die sich um die Hauptaktion, die Universitätsfrage, rankten und zeitweise von sich reden machten.

Alle diese Symptome einer steigenden und tiefwurzelnden Feindseligkeit gegen Österreich hielten den Grafen Ährenthal aber nicht ab, der Welt im allgemeinen und den Delegationen im besondern weismachen zu wollen, das Verhältnis der Monarchie zu Italien sei ausgezeichnet.

VII

Der räuberische Überfall Italiens auf Tripolis kam ihm demnach ebenso unerwartet als unwillkommen, denn eine Schwächung der Türkei konnte für die Monarchie keineswegs erwünscht sein; zudem zeigte Italien betreffs des Balkans eine Haltung, die sich mit der von ihm so gepriesenen Einigkeit der Auffassung hinsichtlich der Balkanfragen recht wenig vertrug: es schürte nämlich in Albanien gegen die Türkei und machte Mienne, dort festen Fuß

¹⁾ „Danzers Armeezeitung“, Jahrg. 1909 vom 4. Februar.

²⁾ Allerdings nicht auf einem Plage oder einer Straße. In Rom hatte man schon vorher eine Straße nach ihm benannt!

zu fassen. Uhrental sah sich daher zweimal bemüht, es daran zu erinnern, daß Albanien außerhalb der Kriegssphäre zu bleiben habe.

Obwohl ihm dieses Verhalten Italiens und dessen ganze Aktion gegen Tripolis hätte zu denken geben sollen, hielt er an seiner einseitigen Beflissenheit ihm gegenüber nach wie vor hartnäckig fest und ließ durch den Minister des Innern, Freiherrn v. Gautsch, im österreichischen Parlament erklären: daß Italien die Monarchie von seinen Absichten gegen Tripolis nicht vorher schon verständigt habe, sei aus — Rücksicht für sie geschehen! . . .

Optimisten — und in Österreich war die gesamte öffentliche Meinung hinsichtlich Italiens optimistisch — mochten sich in der Hoffnung wiegen, die Tripoliserpedition werde die Blicke der Italiener von Trient und Triest ablenken und ihre Kräfte derart in Anspruch nehmen, daß sie für absehbare Zeit an nichts anderes würden denken können. So berechtigt diese Annahme aber an sich auch zu sein schien, so war sie doch eine bedenkliche Illusion, denn anderseits war folgendes zu beachten: gelang das tripolitische Abenteuer, so mußte dies das Selbstbewußtsein der Italiener in gefährlicher Weise schwellen und sie zu baldiger Erfüllung ihrer irredentistischen Wünsche anspornen: mißlang es aber, so würden sie sich um so eher dafür an Österreich schadlos zu halten suchen.¹⁾

Der Chef des k. k. Generalstabs, General der Infanterie Freiherr Conrad v. Hötzendorff, war denn auch von der Überzeugung durchdrungen, daß der Krieg mit Italien für die Monarchie unvermeidlich sei, und drang darauf, daß diese mit Italien ein ernstes Wort spreche und es nötige, offen Farbe zu bekennen: entweder ein für allemal Augen und Hände weg von Trient, Triest und Albanien — oder Krieg. Ein derartiges Vorgehen der Monarchie wäre vollauf berechtigt gewesen, um der unerträglichen Unsicherheit ein Ende zu machen, und das Beschäftigtsein Italiens in Tripolis hätte hierzu die günstigste Gelegenheit geboten.

¹⁾ Wie wenig die Italiener über Tripolis Trient und Triest vergessen hatten, erfuhr der österreichische Kriegskorrespondent in Tripolis, Baron Binder v. Kriegstein, der wiederholt Ohrenzeuge der Beschimpfungen wurde, mit denen die Italiener Österreich zu bedanken pflegten. Bericht dieses Autors in der „Frankfurter Zeitung“ unter dem bezeichnenden Titel: „Wie beliebt wir sind“. Näheres bei Franz Rudolf, „Italiens Mittelmeerpolitik und die Dreibundkrise“, S. 42, Brünn 1912.

Der naheliegende Einwand, es wäre von seiten der Monarchie perfid gewesen, die damals schwierige Lage Italiens derart auszunützen, ließ sich aber leicht widerlegen, denn Österreich wollte von Italien keinen Fußbreit Landes, sondern nichts als Ruhe und Sicherheit, und dies konnte es nur dann erhoffen, wenn Italien sich in einer Zwangslage befand. Zu irgendwelcher Rücksicht aber wäre es einem Lande gegenüber, das keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seinem Haß gegen Österreich Luft zu machen, nicht im geringsten verpflichtet gewesen; um so weniger, als eben der Tripolisfeldzug den unwiderlegbaren Beweis erbracht hatte, daß Italien die Monarchie während der Annexionskrise hatte meuchlerisch überfallen wollen:

„Es hatten nämlich italienische Einberufungskarten, wie sie anlässlich des Tripolisfeldzugs von der italienischen Regierung ausgegeben worden waren, ihren Weg auch nach Österreich gefunden. Diese Karten aber und ebenso die amtlichen Mobilisierungskundmachungen waren, wie sich bei näherer Prüfung herausstellte, bereits im Jahre 1909 während der Annexionskrise gedruckt und durch Überklebung der Jahreszahl für ihren neuen Zweck bloß adaptiert worden. Dank der Sparsamkeit des italienischen Fiskus, der für die Tripoliserexpedition keine neuen Drucksorten hatte anschaffen wollen, da die alten noch unbenützt vorhanden waren, konnte man es in der Monarchie somit schwarz auf weiß lesen, daß Italien während der Annexionskrise schon bereit gewesen war, ihr in den Rücken zu fallen. Denn daß eine damals geplante Mobilisierung nicht etwa Tripolis, sondern einzig und allein Österreich-Ungarn gegolten hatte, stand völlig außer Frage. Daß es dieses bundesfreundliche Vorhaben nicht ausgeführt hatte, war aber nicht etwa auf eine plötzliche Gesinnungsänderung gegenüber der Monarchie zurückzuführen, sondern ausschließlich darauf, daß es sich infolge des Einlenkens Rußlands dazu nicht stark genug gefühlt hatte.

Mit diesem Dokument in der Hand wäre Graf Threnthal nun in der Lage gewesen, aller Welt den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß nicht die Monarchie es war, die den Krieg gegen Italien wollte, wie man dort immer behauptete, sondern umgekehrt: dieses gegen sie.

Was aber tat Graf Threnthal? Er machte von dieser Waffe nicht nur keinen Gebrauch, sondern ließ ihr Vorhandensein

von seiner Presse totschweigen. Die Bevölkerung sollte nichts erfahren und auch weiter in völliger Unkenntnis der Gefahren erhalten werden, die ihr drohten; sie sollte Italien nach wie vor für den treuen Verbündeten halten.“¹⁾

Daraufhin trat General Conrad von seinem Posten zurück, da er ein Bleiben auf diesem neben Threnthal mit seinem Standpunkte für unvereinbar hielt.

Die Irredenta hatte somit alle Ursache, zufrieden zu sein; Graf Threnthal hatte den Mann beseitigt, der ihr längst schon ein Dorn im Auge war, und sie dadurch aus einer Situation befreit, die für sie leicht hätte zur Katastrophe werden können.

Aber nicht bloß in Italien freute man sich über den Sturz Conrads, sondern auch in Österreich-Ungarn. Die freisinnige Presse aller Parteischattierungen triumphierte, daß es gelungen war, der „Kriegspartei“ oder wie man sie auch nannte: der „Belvederepartei“, einen schweren Schlag zu versetzen, und tischte dem leichtgläubigen Publikum die Schauermär auf, die „Ramarilla“ — ein dritter Name für diese geheimnisvolle, halb militärische, halb klerikale Macht, deren Seele der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand sein sollte —, habe nichts Geringeres geplant als eine Zertrümmerung Italiens zum Zwecke der Wiederherstellung der päpstlichen Weltherrschaft. Nicht Italien, sondern diese finstern Reaktionsmänner seien es, die den Krieg wollten und die jenes durch ihre Rüstungen nur reizten.

So besorgte die freisinnige Presse, wenn auch ungewollt, die Geschäfte der Irredenta, der ja nichts erwünschter sein konnte, als wenn man in Österreich selber Italien als die verfolgte Unschuld hinstellte.

Graf Threnthal aber freute sich, eine so „gute Presse“ zu haben . . .

Daß er durch diese geflissentliche Irreführung und Blendung der Bevölkerung die Sicherheit der von ihm geleiteten Monarchie ernstlich gefährdete, schien er nicht zu ahnen. Ganz von der fixen Idee besessen, den Frieden mit Italien zu erhalten — den Frieden um jeden Preis —, begriff er offenbar nicht, daß er durch die Versicherungen, die Beziehungen zu Italien seien die besten, die zu wiederholen und durch seine Presse verbreiten zu lassen, er nicht müde wurde, seinem Kollegen vom Kriegsporte-

¹⁾ Th. v. Sosnósky, „Balkanpolitik Österreich-Ungarns“, Bd. II, S. 267 f.

feuille das Amt sauer machte, ja ihn in den Augen der Welt Lügen strafte, denn die Leute mußten sich sagen: wenn das Verhältnis mit Italien ein so herzliches und intimes war, wie es Graf Threnthal behauptete und wie es fast täglich in der Zeitung zu lesen war: wozu dann die vielen Millionen, die der Kriegsminister für Heer und Flotte verlangte? Und sie mußten dessen Warnungen für berufsmäßige Schwarzmalerei halten, die man nicht ernst nehmen dürfe.

VIII

Je weiter das Jahr 1912 fortschritt, desto deutlicher zeigte sich, daß Italien durch den Tripolisfeldzug den Balkan rebelliert und die bösen Geister beschworen hatte, die dort hausten, stets bereit, Unheil zu stiften. Als im Herbst das Gewitter losbrach, befand sich Österreich-Ungarn in einer äußerst peinlichen und seiner Großmachtsstellung wenig angemessenen Lage.

Alle Welt erwartete, es werde sofort den Sandschak wieder besetzen, um hierdurch die Vereinigung Serbiens mit Montenegro hintanzuhalten. Allein es tat nichts dergleichen, sondern sah stumm und mit verschränkten Armen zu, wie jene beiden sich knapp an seinen Grenzen des Sandschaks bemächtigten. Das nahm sich aus wie teilnahmslose Untätigkeit und trug dem Grafen Berchtold, der Threnthals böses Erbe übernommen hatte, manchen Vorwurf ein. Mit Unrecht: was träge Passivität zu sein schien, war in Wirklichkeit nur bittere Notwendigkeit, denn er hatte mehrfach gefesselte Hände, und die strengste Fessel darunter war der Artikel VII des Dreibundvertrags, der Italien das Recht gab, wenn Österreich-Ungarn auf dem Balkan zur Veränderung des Statusquo die Hand biete und seine Machtsphäre ausdehne, dies auch seinerseits zu tun. Das hieß mit andern Worten: wenn Österreich-Ungarn den Sandschak besetzt, so nimmt sich Italien das heißbegehrte Valona. Das aber wollte Graf Berchtold vermeiden, denn dadurch wäre Italien tatsächlich Alleinherrscher auf der Adria geworden, und damit nicht genug: die Monarchie hätte im Fall eines Krieges mit Italien dessen Truppen nicht nur im Südwesten, sondern auch im Südosten zu bekämpfen gehabt, wo sie sich in gefährlicher Weise mit denen Montenegros und Serbiens vereinigen konnten.

So ließ Berchtold diese beiden Staaten denn gewähren und wandte seine Hauptaufmerksamkeit Albanien zu, das er, der mit

Italien getroffenen Vereinbarung zufolge, im Vereine mit diesem zu einem autonomen Staatswesen zu machen suchte. Ganz gegen dessen sonstige Art ließ ihm dieses dabei den Vortritt und sah heimlich belustigt zu, wie er sich im Schweiß seines Angesichts, von den Ententemächten, von Serbien und Montenegro bei jedem Handgriffe, bei jedem Schritte gehindert und bedroht, abmühte, diese Frucht einer unnatürlichen Verbindung zur Welt zu bringen. Als dies endlich gelang, war es ein Krüppel, der, kaum am Leben, schon den furchtbaren Krämpfen zu erliegen drohte, die ihn durchrüttelten.

Am 7. März hielt der neue Fürst seinen Einzug in Durazzo; am 23. Mai brach schon der Aufstand los, bei dem, wie sich gleich zeigte, Italien die Hand im Spiele hatte, dessen Konsul, Baron Aliotti, mit Essad-Pascha unter einer Decke operierte. Es war wieder einer jener grellen Blitze, die den Abgrund zwischen beiden Mächten erkennen ließen, und die morsche Brücke über diesem geriet wieder einmal in bedenkliches Schwanken. Die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens rückte in nächste Nähe, und Chlumetzys prophetisches Wort, daß Albanien ein zweites Schleswig-Holstein sein werde, schien sich wörtlich erfüllen zu wollen.

Es sollte jedoch nicht dazu kommen: ein Ereignis von ungeheurer Tragweite ließ die albanesische Frage, die bisher im Vordergrund der politischen Bühne gestanden, mit einem Schlag im Hintergrunde verschwinden: die Ermordung des Erzherzog-Erbprinzen Franz Ferdinand.

Der tödliche Schuß des serbischen Mordbuben Princip war das Alarmzeichen für den Weltkrieg. Wie ein Flintenschuß im winterlichen Hochgebirge durch die Erschütterung der Luft Lawinen ins Rollen zu bringen vermag, so löste auch dieser Schuß die gewaltige elektrische Spannung, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte über Europa angesammelt hatte, und es entlud sich ein Gewitter, wie die Welt noch keines gesehen hatte.

Nun, da sich Rußland, Frankreich, England, Japan, Belgien, Serbien und Montenegro wie hungrige Wölfe auf Deutschland und Österreich-Ungarn stürzten, war die Stunde gekommen, wo Italien seine Bundestreue beweisen sollte.

Es blieb diesen Beweis aber schuldig und ließ seine beiden Bundesgenossen in ihrer Bedrängnis allein. Schon das war ein, wenn auch nur indirekter, Beweis der Feindseligkeit gegen

sie; aber das war noch nicht alles: es fiel Österreich-Ungarn, als dieses die bewehrte Faust hob, um sie auf das meuchelmörderische Serbien niederschmettern zu lassen, in den Arm und nötigte es, mit ihm über „Kompensationen“ zu verhandeln. Darob verstrichen kostbare Tage, die Rußland dazu benutzte, seine unabsehbaren Heeresmassen gegen Galizien heranzuwälzen, so daß die k. u. k. Heeresleitung sich gezwungen sah, auf die im großen Stile geplante Züchtigung Serbiens einstweilen zu verzichten und die hierfür bestimmten Truppen rasch nach dem schwer bedrohten Norden des Reiches zu werfen.

Wiewohl dieser türkische Eingriff Italiens eine schwere militärische Schädigung der Monarchie bedeutete, ließ das auswärtige Amt doch durch die Presse verkünden, das Verhalten Italiens sei durchaus korrekt; ja Graf Berchtold ließ San Giuliano wissen, er habe von der Neutralitätserklärung der italienischen Regierung „mit besonderer Befriedigung“ Kenntnis genommen! . . .

Italien, das amtliche Italien, hatte die Maske gelüftet und ließ seine zwei Verbündeten ahnen, was sie bald zu sehen bekommen würden. Ganz fallen ließ es diese Maske aber erst zehn Monate später, als es sich dank der ausgiebigen Entente-hilfe vollständig gerüstet glaubte. Jetzt endlich, angesichts der von Hohn und Haß verzerrten Frage, die da am 20. Mai 1915 zum Vorschein kam, begann der so lange irreführenden Bevölkerung Österreich-Ungarns und Deutschlands die Erkenntnis aufzudämmern, daß die Politik, die Italien dreißig Jahre hindurch unter dem sichern Deckmantel des Dreibundes betrieben hatte, im Grunde immer nur die der Irredenta gewesen war . . .

Diese hat die erste Etappe ihres Ziels erreicht: der so heiß ersehnte und geschürte Krieg mit dem verhassten Habsburgerreich ist da. Ob es auch die zweite Etappe, die „Erlösung“ der begehrteten Gebiete, erreichen wird, muß die Zukunft zeigen.

Was sie bringen wird, soll hier nicht prophezeit werden. Es ist nie ratsam, dieser Sphinx gegenüber den Odipus spielen zu wollen.



35. Dr. **Richard Hennig**, Der Kampf um den Suezkanal
36. Dr. **Gustav Stresemann**, M. d. R., Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland
37. Schulrat **Karl Muthesius**, Das Bildungswesen im neuen Deutschland
38. Prof. Dr. **C. F. Lehmann-Haupt**, Von Waterloo bis Antwerpen
39. Staatsanwalt a. D. **L. Trampe**, Der Kampf um die Dardanellen
40. Dr. **Hans Freiherr von Coden**, Bismarcks Glaube
- 41./42. Staatssekretär des Reichsschatzamts Dr. **Karl Helfferich**, Kriegsfinanzen
43. Prof. **Carl von Noorden**, Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege
44. **Otto Hoefsch**, Österreich-Ungarn und der Krieg
45. Prof. Dr. **W. Gerloff**, Der wirtschaftliche Imperialismus und die Frage der Zolleinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn
46. Geheimrat Prof. Dr. **Otto von Sierke**, Der deutsche Volksgeist im Kriege
47. Prof. Dr. **Kurt von Rümker**: Mit Schwert und Pflug!
48. **Erich Meyer**, Deutschland und Ägypten
49. **Wilhelm von Massow**, Wie steht es mit Polen?
50. Geheimrat Dr.-Ing. **H. Muthesius**, Die Zukunft der deutschen Form
51. Dr. **Hans Rost**, Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung
52. **N. Goldmann**, Der Geist des Militarismus
53. **Levin L. Schücking**, Der englische Volkscharakter
54. Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. **Reisser**, Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten
55. **Theodor von Cosnosky**, Irredenta-Politik
56. Prof. Dr. **Robert Liefmann**, Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher?

Weiter haben folgende Mitarbeiter je eine Flugschrift übernommen:

Albert Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie
Fürst Bernhard von Bülow
 Generalfeldmarschall **Freiherr von der Goltz**
 Dr. **Hanns Heiman**, Berlin
 Prof. Dr. **Herre**, Leipzig: Spanien und der Weltkrieg
Möller van den Bruck, Berlin
 Geheimrat Prof. Dr. **Wilhelm Ostwald**: Kultur und Organisation
 Prof. Dr. **Redlich**, Wien: Österreich-Ungarns Bestimmung
 Dr. **Riezler**, Stettin: Die deutsche Kunst nach dem Krieg
 Geheimrat Prof. Dr. **Roethe**, Berlin: Vaterländische Dichter
 Prof. Dr. **Samassa**, Wien: Die südslawische Frage
 Bankdirektor Dr. **Schacht**, Berlin
 Geheimrat Prof. Dr. **Schiemann**, Berlin
 Geheimrat Prof. Dr. **Sering**, Berlin
 Dr. **Hermann von Staden**, Berlin
 Prof. Dr. **Uebersberger**, Wien: Rußland und der Panславismus
 Dr. **Fritz Wichert**, Mannheim: Die formenden Kräfte des neuen Deutschlands